



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Erinnerungen**

**Tirpitz, Alfred von**

**Leipzig, 1919**

Sechzehntes Kapitel. Der Ausbruch des Krieges

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-78304](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-78304)

## Sechzehntes Kapitel Der Ausbruch des Krieges

### 1

In der Kieler Woche des Jahres 1914 sagte mir unser Londoner Botschafter, Fürst Richnowsky, mit dem jetzigen deutschen Flottenbau hätte sich England abgefunden; ein Krieg um unserer Flotte oder unseres Handels willen käme nicht mehr in Frage; das Verhältnis wäre befriedigend, die Annäherung im Wachsen. Er knüpfte hieran die Frage, ob etwa eine neue Flottenvorlage zu erwarten wäre? Meine Antwort lautete: „Wir haben keine mehr nötig.“

Bei derselben Kieler Woche war als Ausdruck gebesserter Beziehungen zum erstenmal seit neunzehn Jahren ein britisches Linienschiffgeschwader unser Gast. Ich hatte englische Offiziere und den großbritannischen Botschafter zum Frühstück an Bord, als die Nachricht von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers eintraf. Zwei Tage später fuhren die englischen Schiffe ab. Ich reiste, wie geplant, am 2. Juli zur Kur nach Tarasp. Jene Nachricht hatte uns alle unheimlich berührt. Man erwartete irgendwelche Sühne für die düstere Tat, infolgedessen auch eine gewisse europäische Spannung. Einen Weltkrieg befürchtete ich nicht. Wer sollte die Verantwortung dafür übernehmen? Auch wiesen unsere militärischen Nachrichten darauf hin, daß, wenn überhaupt, so frühestens für 1916 mit einem Angriffskrieg von Rußland aus zu rechnen wäre. Der Verdacht, daß der Mord in Serajewo mit Wissen des Zaren oder Englands angezettelt wäre, wurde nicht gehegt.

Tägliches Lesen der englischen Zeitungen hatte zusammen mit amtlichen Berichten mich über das Abflauen der Heße und die fortschreitende Entspannung der deutsch-englischen Beziehungen auf dem Laufenden gehalten. Die Grundstimmung freilich, daß man unsere Zurück-

drängung wünschte, hatte sich nicht geändert, und es durfte keinen Augenblick vergessen werden, daß es noch immer englischer Staatsgrundsatz war, den deutschen Einfluß einzudämmen. Aber der Augenblick, uns niederzuschlagen, wurde in England von weiten Kreisen als verpaßt gefühlt. Im Jahr 1897 war die Zerstörung des flottenlosen Deutschen Reiches kaltblütig erörtert worden. Im Jahr 1905 drohte der Zivillord der Admiralität der noch winzigen deutschen Flotte offen mit dem vernichtenden Überfall. Im Jahre 1908/9 begleitete wenigstens eine Flottenpanik, wenn auch keine Drohung mehr, die bosnische Krisis; das Schwert saß schon nicht mehr so locker, der Ton war nicht mehr so überhebend und brutal, aber noch recht erregt gewesen. In der Agadir- und Haldanezeit 1911/12 mischte sich in den feindseligen Ton eine gewisse Selbstbeherrschung und wachsende Vorsicht. Als der letzte Versuch, uns die englische Oberherrschaft, ausgedrückt in dem Flottenverhältnis 2:1, aufzunötigen, 1912 von uns zurückgewiesen worden war, erklärten sich die britischen Minister bald darauf mit unserem Flottenbau im Verhältnis 10:16 zufrieden und zeigten uns in allen Angelegenheiten mehr Rücksicht. Sie gewährten 1912/14 unserer Unterstützung des österreichisch-ungarischen Standpunktes Förderung, wobei unerörtert bleiben soll, inwieweit hierbei die Vertiefung russisch-deutscher Gegensätze als erwünschte Nebenwirkung empfunden wurde. Im Juli 1914 bewies England, wie ich später erfahren habe, anfänglich den Wunsch, um Serbiens willen keinen Weltkrieg zu entfesseln. Hierbei spielte wohl das bei einem Händlervolke besonders starke Bedürfnis mit, den allgemeinen Frieden solange zu erhalten, als das eigene Interesse nicht gefährdet war. Dagegen wäre es falsch, dieses Verhalten als Freundschaft zu Deutschland zu erklären. Jeden unbewachten Augenblick würde England benutzt haben, um das deutsche Volk in den Zustand der Lämmerlichkeit zurückzuführen, aus dem es allein der Staat der Hohenzollern und Bismarcks emporgehoben hatte.

Dabei war durch das Erstarken der russischen Macht die Gefahr eines Weltkriegs im ganzen immer näher gerückt, seit Rußland zur Entente getreten war und unsre in vielem verfehlte Russenpolitik es nicht verstanden hatte, die Spannung zu mildern. Die Rüstungen Rußlands und Frankreichs waren bis an die äußerste Grenze gesteigert worden. In der Begünstigung dieser Kriegsvorbereitungen und der ihnen zu-

grundeliegenden Eroberungsgelüste tritt Englands geschichtliche Schuld unwiderleglich zutage, gerade weil es sich selbst infolge des vermehrten eigenen Kriegsrisikos uns gegenüber vorsichtiger zurückhielt und innerhalb der durch England erzeugten labilen Gesamtlage Europas die gesteigerte Explosivkraft der Entente in gewissem Umfang durch kühlere Besinnung ausglich.

Denn das halbe Jahrhundert friedlichen Wachstums hatte uns zuletzt schwer angreifbar gemacht. Kabinett und öffentliche Meinung Englands fanden es mehr und mehr im eigenen Interesse, uns als besten Kunden am Weltgeschäft teilnehmen zu lassen. Indem sich England an diesen Gedanken mehr gewöhnte, traten auch in Deutschland diejenigen zurück, welche die englische Vormacht als etwas Gottgegebenes, deutsche Macht aber als etwas Ungewohntes und Unerlaubtes empfunden hatten. Auch solche, die sich früher darauf eingestellt hatten, England nur ja nicht durch eine eigene Marine zu „reizen“, begannen angesichts der höflicheren Behandlung des mächtiger gewordenen Deutschen Reiches sich in einem durch eigene Kraft geachteten und geschützten Vaterland wohlzufühlen<sup>1)</sup>. Wir hatten die unvermeidliche „Gefahrenzone“ des Flottenbaues nahezu durchlaufen und unser Ziel, die friedliche Gleichberechtigung mit England, stand vor seiner Erfüllung.

England befürchtete von uns keinen Angriff. Dafür bürgte ihm unsere ungünstige seestrategische Lage im nassen Dreieck, welche die hohe Schlagkraft unserer Marine nicht aufhob, aber beengte und beim Mangel seekräftiger Verbündeter den Wunsch nach einem Krieg bei keinem verantwortlichen Deutschen erzeugen konnte. Dafür bürgte ebenso das Verhältnis von fünf deutschen zu acht englischen Geschwadern, mit welchem auch wir uns als Endziel zufrieden erklärt hatten, ferner

<sup>1)</sup> Die damals überwiegende Auffassung der politischen Kreise hat, wie ich einer Flugschrift entnehme, z. B. der fortschrittliche Abgeordnete Heckscher damals in die Worte gefaßt: „Weshalb ist die Einkreisungspolitik Englands gegen uns aufgegeben? Das danken wir der Schaffung der deutschen Flotte.“ Vgl. auch oben S. 195. Freilich schlug nach deutscher Art die Illusion nun zum entgegengesetzten Extrem um. Statt sich der gewonnenen Stellung und der Sicherung des Friedens zu freuen, berauschte man sich an der Vorstellung, die Einkreisungspolitik wäre mit einem Schlag „aufgegeben“. Diese Übertreibungen nach der einen wie nach der anderen Seite wurden uns zum Verhängnis.

die wohlbekannte Friedensliebe des Kaisers und über alles das hinaus die einfache Grundtatsache unserer Weltstellung, daß wir im Frieden und durch den Frieden gewannen, wie niemals auch im glorreichsten Kriege denkbar war.

England und Deutschland erfuhren beide an sich die Wahrheit des alten Spruches: Si vis pacem, para bellum, den der Deutsche erst nach unglücklichen Jahrhunderten der Selbstvernichtung durch seine großen preußischen Könige begriffen hatte. Handel und Wandel stiegen in beiden Ländern reißend empor; die Wehrlasten wurden spielend getragen und wirkten im vollständigsten Sinne produktiv. Am politischen Horizont zeichnete sich der Zustand wirklichen Gleichgewichts ab.

Die britischen Staatsmänner freilich betonten in ihren Gesprächen mit Deutschen den Umstand nicht, daß es im wesentlichen unsere der Vollendung nahe Risikoflotte in der Nordsee war, was ihre achtungsvolle Tonart bewirkt und die Wahrscheinlichkeit eines britischen Angriffs zurückgedrängt hatte. Sie sprachen begreiflicherweise nur von ihrer eigenen friedfertigen Gesinnung, weniger von den Tatsachen, welche sie verstärkten. Heute sind die Engländer ja froh, daß der Krieg gekommen ist, in dem Sinn, wie mir der amerikanische Botschafter Gerard nach Kriegsausbruch gesagt hat, er begriffe nicht, daß wir den Krieg zuließen, denn in wenigen Jahren hätten wir ja die Engländer auf friedlichem Wege überholt. Aber im Juli 1914 konnten die Engländer doch kaum vermuten, daß unsere Reichsleitung die deutsche Flotte vom Schlagen zurückhalten würde. Sie dachten deshalb nicht leichten Herzens an den Krieg. Die genial aufgebaute Einkreisungspolitik, die das edle Wild Deutschland zu Tode hegen sollte, war dicht davor, an unsrer herangewachsenen Machtstellung zuschanden zu werden.

Soweit ich zur Erhaltung des Friedens in Ehren beigetragen hatte, sah ich mit Befriedigung auf meine Lebensarbeit zurück und fühlte den Abschluß des Flottengesetzes nicht mehr fern, womit ich meinem Nachfolger ein fertiges Werk in die Hände legen könnte. Möchte dieser dann im Kleinkampf der Behörden und des Parlaments an der Ramme stehen; die deutsche Marine hatte im Sinne Stoschs und in meinem Sinne ihr Werk getan, wenn sie durch ihre Kraft den Frieden und die Freiheit auf den Meeren erhielt.

Niemals hat Deutschland im Lauf seiner langen Geschichte mächtiger und von den Größten der Erde gleicher geachtet dagestanden als in jenen Tagen, niemals reicher geblüht. Nach dem Urteil erfahrener Auslandskenner, wie z. B. des Fürsten Bülow in seiner „Deutschen Politik“, waren wir im wesentlichen „über den Berg“ und hatten unser Recht auf Weltgeltung durchgesetzt. Deutsche Kultur und Wirtschaft holten in Ostasien, Afrika, Südamerika, im nahen Orient in vollen Zügen nach, was unsere Geschichte versäumt hatte. Nur noch ein paar Jahre ruhiger, geschickter Führung, und wir waren als Weltvolk nicht mehr zu entwurzeln im Sinn des von Roosevelt 1904 gesprochenen Wortes: „Das Gedeihen eines Volkes hat normalerweise für die anderen Nationen nicht die Bedeutung einer Bedrohung, sondern einer Hoffnung.“ Ein Zufall, der für die Tragik des Weltkriegs in gewissem Sinne symbolisch ist, hat es gefügt, daß unsrem Londoner Botschafter das bereits paraphierte deutsch-englische Kolonialabkommen gerade am Tag der Kriegserklärung zum Unterzeichnen übersandt wurde.

Die Mißgunst der Ententemächte durfte in keinem Augenblick unterschätzt werden. Aber die Situation war trotzdem für eine deutsche Staatskunst nicht verloren, als im Sommer 1914 die serbische Herausforderung an Österreich geschah. Es mußte nur rechtzeitig und offen gehandelt werden. Ein unmittelbares Ersuchen unseres Kaisers an den Zaren, bei der Sühne mitzuwirken, hätte Erfolg versprochen, mindestens aber unsere politische Lage günstig beeinflußt.

Ein bedrohliches Moment lag, was Deutschland betraf, niemals im Kriegswillen, sondern einzig in der verhängnisvollen Mittelmäßigkeit im Amt befindlicher Politiker.

## 2

Am 5. Juli 1914 überreichte der österreichische Botschafter ein von Graf Hoyos, dem Kabinettschef des österreichisch-ungarischen Außenministers Grafen Berchtold, überbrachtes Handschreiben des Kaisers Franz Joseph nebst einem schon vor dem Attentat verfaßten Promemoria in Potsdam dem deutschen Kaiser. Darin wurde, wie man mir nach Tarasp meldete, ausgeführt, daß die Fäden der Mordverschwörung nach Belgrad reichten. Die österreichische Regierung werde mit der Forderung nach weitgehendster Genugtuung an Serbien heran-

treten und, sobald diese nicht erfüllt würde, ihre Truppen in Serbien einmarschieren lassen.

Kaiser Wilhelm sagte aus ritterlicher Empfindung dem persönlichen Ersuchen des österreichischen Kaisers Unterstützung und Treue gegen die serbischen Mordgesellen zu. Nach den Ausführungen, die er am Vormittag des 6. Juli meinem Amtsvertreter im Park des Potsdamer Neuen Palais machte, hielt der Kaiser ein Eingreifen Rußlands zur Deckung Serbiens für nicht wahrscheinlich, weil der Zar die Königsmörder nicht unterstützen würde und Rußland zurzeit militärisch und finanziell kriegsunfähig wäre. Der Kaiser setzte ferner etwas sanguinisch voraus, Frankreich würde Rußland bremsen, wegen Frankreichs ungünstiger Finanzlage und seines Mangels an schwerer Artillerie. Von England sprach der Kaiser nicht; an Verwicklungen mit diesem Staat wurde überhaupt nicht gedacht. Der Kaiser selbst sah also weitergreifende Gefahren für unwahrscheinlich an. Er hoffte, daß Serbien nachgeben würde, hielt es aber doch für erforderlich, auch für einen andern Ausgang der österreichisch-serbischen Auseinandersetzung gerüstet zu sein. Er hatte aus diesem Grund schon im Lauf des 5. den Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg, den Kriegsminister v. Falkenhayn, den Unterstaatssekretär des Auswärtigen Zimmermann und den Chef des Militärkabinetts v. Lyncker nach Potsdam befohlen. Es wurde dabei beschlossen, daß Maßnahmen, die geeignet wären, politisches Aufsehen zu erregen oder besondere Kosten zu verursachen, vermieden werden sollten.

Nach diesem Entschlusse trat der Kaiser auf Rat des Kanzlers die schon vorher geplante Nordlandsreise an.

Es war die verfassungsmäßige Aufgabe und vornehmste Pflicht des Kanzlers, das Versprechen an Osterreich vom politischen Standpunkt der deutschen Interessen zu prüfen und seine Ausführung in der Hand zu behalten. Der Kanzler billigte den Entschluß des Kaisers in der Annahme, daß Osterreichs ohnehin erschütterte Großmachtstellung in Verfall geraten müßte, wenn es von dem eroberungslüsternden serbischen Staat keine Genugtuung erhielt. Die Erinnerung an die bosnische Krisis von 1908/9 mag mitgespielt haben.

Über die politische Betätigung des Kaisers während der Nordlandsreise bin ich nicht unterrichtet. Ich habe indeß Grund zu der Annahme, daß er keine ernstliche Gefahr für den Weltfrieden bemerkt hat. Wenn der Kaiser den Frieden nicht für bedroht hielt, ließ er gern der

Erinnerung an ruhmreiche Ahnen freien Lauf. In Augenblicken dagegen, die er als kritisch erkannte, verfuhr er außerordentlich behutsam. Wäre der Kaiser in Berlin geblieben und hätte der normale Regierungsapparat gespielt, so würde der Kaiser trotz seiner nur sporadischen Beschäftigung mit der Auswärtigen Politik vielleicht schon um die Mitte des Monats Wege gefunden haben, um der Kriegsgefahr auszuweichen. Da indes auch der Chef des Generalstabes, der Kriegsminister, der Chef des Admiralstabes und ich während der nächsten Zeit von Berlin ferngehalten wurden, so geriet die Angelegenheit unter die monopolartige Regie des Kanzlers, der, selbst in der großen europäischen Welt unerfahren, nicht imstande war, den Wert seiner Mitarbeiter im Auswärtigen Amt zu durchschauen.

Der Kanzler holte auch schriftlich jedenfalls von mir keinen Rat ein.

Die Vorgänge des Juli, insbesondere die Beteiligung Deutschlands an ihnen, sind jetzt durch eine Reihe zum Teil amtlicher Veröffentlichungen so vollständig klargelegt, daß es mir nicht mehr im Interesse Deutschlands zu liegen scheint, meine Auffassung zu verschweigen.

Nach den Erfahrungen des Weltkrieges könnte die Frage aufgeworfen werden, ob das Deutsche Reich sich nicht rechtzeitig mit den Nachbarn und Erben der österreichisch-ungarischen Monarchie über ihre Aufteilung hätte verständigen sollen. Wenn man aber die umgekehrte Politik verfolgte, welche dem Treugefühl und der geschichtlichen Entwicklung entsprach, und an der Unversehrtheit und Bündnisfähigkeit der habsburgischen Monarchie festhielt, so hatte der Kanzler Recht, wenn er eine ausreichende Genugtuung Serbiens an Österreich für notwendig hielt. Denn nur dadurch ließ sich Österreich wieder zu einem brauchbaren Glied des Dreibundes machen und sein innerer Verfall vielleicht aufhalten. Der in Berlin und Wien begangene Fehler beginnt erst bei der Frage der Ausführung. Bethmann und Berchtold vermochten sich trotz Graf Tiszas Warnungen nicht vorzustellen, daß eine ausreichende Genugtuung auch anders als durch Drohung mit dem militärischen Einmarsch der Österreicher zu bekommen wäre. So legte sich Berlin von vornherein auf das doppelte Bestreben fest, einmal dem schwankenden Österreich Halt zu geben zu raschem und energischem Handeln, anderseits aber den Konflikt zu „lokalisieren“. Österreich sollte für den als wahrscheinlich angenommenen Fall, daß die serbische Antwort ungenügend ausfiel, auf der Genugtuung durch militärischen



Einmarsch in Serbien bestehen und Bulgarien nach der Absicht Wiens, die in Berlin skeptisch aufgenommen wurde, Gelegenheit erhalten, sich einer etwaigen militärischen Operation anzuschließen. Es sollte aber alles aufgeboten werden, um ein Übergreifen dieses örtlich begrenzten Balkankrieges auf Europa zu verhüten. Trotz eifrigstem Bestreben des Kanzlers, den Frieden unter den Großmächten zu erhalten, brach der Weltkrieg aber aus, und es erhebt sich deshalb die Frage, wie es trotz dem unzweifelhaften Recht Österreichs auf Sühne und auf Säuberung der serbischen Verschwörungshöhle, wie es ferner ungeachtet aller Friedensbemühungen der deutschen Regierung den Feinden möglich geworden ist, fast die ganze Welt von der Schuld Deutschlands am Weltkrieg zu überzeugen?

Ich beabsichtige im folgenden einiges zur Lösung des Rätsels beizutragen, was nur durch Erörterung der politischen Psychologie Bethmann-Hollwegs möglich ist.

Schon am 11. Juli besaß, wie ich nach Jahren erfahren habe, das Berliner Auswärtige Amt die Überzeugung, daß die Entente in Belgrad zum Nachgeben geraten hätte. Damit hatte der Kanzler Handhaben, um den Knoten zu lösen. Er aber zog aus der Annahme, daß die Entente den Krieg nicht wollte, den kurzsichtigen Schluß, daß Österreich sich ohne Rücksicht auf die Entente den Einmarsch in Serbien wahrscheinlich erzwingen könnte, ohne den Weltfrieden zu gefährden. Denn, wie Zimmermann schon am 8. Juli gesagt hatte, nahm man in Berlin an, „daß, wenn Österreich in Serbien einrückte, England und auch Frankreich im Verein mit uns auf Rußland einwirken würden, um den Konflikt zu lokalisieren“. Man unterschätzte die Festigkeit des Zusammenhangs unter den drei Großmächten und darum die Gefahr eines allgemeinen Kriegs. Die begreifliche Abneigung der Menschen, begangene Irrtümer einzugestehen, erschwert heute dem Kanzler und den Seinen das offene Bekenntnis zu ihrem damaligen für Deutschland so verderblichen Optimismus. Ich besitze aber in den Meldungen meiner eigenen Behörde genügend Spiegelbilder für die damalige Stimmung der Wilhelmstraße.

Am 13. Juli hatte der Kanzler Kenntnis von wesentlichen Punkten des beabsichtigten Ultimatus, worüber ich eine Mitteilung meines Amtsvertreters nach Tarasp erhielt. Der betreffende Absatz des an mich gerichteten Schreibens lautet:

„Unser Botschafter in Wien, Herr v. Tschirschky, hat privatim und auch vom Grafen Berchtold erfahren, daß die von Osterreich an Serbien zu richtende Note folgende Forderungen stellen werde:

1. Eine Proklamation des Königs Peter an sein Volk, worin er es auffordert, von der großserbischen Agitation Abstand zu nehmen,
2. Beteiligung eines höheren österreichischen Beamten an der Untersuchung des Attentats,
3. Entlassung und Bestrafung sämtlicher Offiziere und Beamten, deren Beteiligung daran nachgewiesen wird.“

Davon, daß die Entente in Belgrad zum Frieden geraten hätte, wie man damals in der Wilhelmstraße optimistisch annahm, ist mir nichts bekannt geworden. Auffällig ist mir noch heute, daß die Entente es nicht vermocht hat, über ihre friedensfördernde Einwirkung in Belgrad schlüssige Dokumente vorzulegen. Die serbischen Mordmethoden konnten freilich nicht gut durch irgendeinen Kulturstaat in Schutz genommen werden. Als ich jene Mitteilung nach Tarasp empfing, war indes mein erster Eindruck, daß dieses Ultimatum für Serbien unannehmbar wäre und leicht den Weltkrieg herbeiführen könnte. An die Möglichkeit, einen serbisch-österreichischen Waffengang gegenüber Rußland zu „lokalisieren“, habe ich nicht geglaubt, ebensowenig wie an die Neutralität Englands in einem Festlandskrieg. In diesem Sinne habe ich an meinen Amtsvertreter geschrieben und eine Verständigung mit dem Zaren empfohlen<sup>1)</sup>.

Diese Anregung ist ohne Einfluß geblieben.

Die Gefahr der Lage sah ich vor allem darin, daß England das Endglied der Ententekette bildete.

Die überlieferte Abneigung des Panславismus gegen das Deutsche Reich und die russisch-österreichische Eifersucht auf der Balkanhalbinsel bestanden trotz der Potsdamer Begegnung von 1910 fort, und die russische Intelligenz hatte sich durch unsere Balkanpolitik 1908/14 erhitzen lassen. Die Kreise um die Nowoje Wremja wünschten den Krieg, wenn auch nicht vor 1916. Dennoch hatten Sfasonow und der Zar die Zügel noch genügend in der Hand, so daß die deutsche Politik den russischen Expansionstrieb, meiner festen Überzeugung nach, von uns

<sup>1)</sup> Siehe oben S. 150.

und von Osterreich-Ungarn noch immer ablenken konnte, wenn sie ihm nach anderen, für uns nicht vitalen Fronten hin Luft gab. Erst die Ungeschicklichkeit unserer Politik verschaffte der russischen Kriegspartei Oberwasser und machte es Suchomlinow zuletzt möglich, den Zaren zu betrügen.

Rußland hatte freilich kein moralisches Recht, aus der Züchtigung Belgrads einen Krieg zu machen, aber man durfte die Gefahr nicht unterschätzen, daß weite russische Kreise dies fordern würden. Ich war zwar vor dem Ultimatum davon überzeugt, daß ein vertrauensvolles Verhandeln mit dem Zaren die Petersburger Kriegspartei im Zaum halten würde; aber wenn wir zu scharf vorgingen, so war fast mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß England entsprechend einer jahrhundertelangen politischen Überlieferung zur Erhaltung des „festländischen Gleichgewichts“, wie es dasselbe verstand, den Krieg entfesselte. Diese Gefahr, den schlummernden englischen Kriegswillen zu wecken, habe ich in einem Gespräch mit dem Prinzen Heinrich, der mich Mitte Juli in Tarasp besuchte, betont. Meine Auffassungen wurden von dem dort anwesenden Staatsminister v. Loebell und dem sächsischen Gesandten v. Salza geteilt.

Die Frage der Unterbrechung meiner Kur wurde dadurch erledigt, daß der Kanzler mir den Wunsch ausdrücken ließ, nicht nach Berlin zurückzukehren, um Aufsehen zu vermeiden. Noch am 24. Juli telephonierte die Reichskanzlei dem Reichsmarineamt, meine Heimreise würde die Lage verschärfen. Eine eigenmächtige Rückkehr konnte ich weder für korrekt noch für nutzbringend erachten, zumal der Kanzler, vom Ausgang des Novellenstreits von 1912 empfindlich berührt, mich mit einer gewissen Eifersucht von den auswärtigen Geschäften fernhielt und begonnen hatte, einen Sagenkreis um mich zu verbreiten, als mischte ich mich in seine Politik. Im übrigen konnte ich aus den Tagesmeldungen meiner Behörde, die vom Auswärtigen Amt naturgemäß nur lückenhaft unterrichtet wurde, ein klares Bild nicht gewinnen und stand ihnen zufolge wesentlich unter dem Eindruck, daß keine Macht die Verantwortung für einen größeren Konflikt auf sich nehmen würde. Man war an solche Spannungen seit Jahren gewöhnt. Bülow war ihrer noch immer Herr geworden. Die Verschärfung der Lage nach der Überreichung des Ultimatus, insbesondere aber die Nachricht von der Rückkehr unserer Flotte in die heimischen Häfen ver-

anlaßte mich schließlich, am 27. Juli ohne Anfrage beim Kanzler heimzukehren.

Das Ultimatum wurde der serbischen Regierung am 23. Juli überreicht. Ursprünglich war hierfür der 16. Juli in Aussicht genommen; Wien verschob aber die Überreichung, um die Abreise des kriegstreiberischen Präsidenten Poincaré aus Petersburg abzuwarten. In Berlin bedauerte man diesen Aufschub, weil dadurch der frische Eindruck des Attentats und damit das Motiv des Einschreitens verblaßte. Bei dieser Meinungsverschiedenheit zwischen Wien und Berlin schwebte beiden Regierungen die Erhaltung des Weltfriedens als Ziel vor, und sie unterschieden sich nur in der Auffassung über die Methode, wie in das serbische Wespennest möglichst so hineinzugreifen wäre, daß man dabei den Weltfrieden nicht gefährde. Berlin vertrat wohl den richtigeren Standpunkt. Wenn überhaupt einmarschiert werden sollte, was freilich weit gefährlicher war, als die Urheber des Gedankens für wahrscheinlich hielten, dann mußte wenigstens rasch und imponierend gehandelt werden, gerade um nach erfolgter Besetzung eines Faustpfandes um so bereitwilliger zu Verhandlungen sein zu können.

Das schwerste psychologische Rätsel gibt die deutsche Politik in dem Augenblick auf, da die serbische Antwort bekannt wurde.

Serbien nahm am 25. Juli die Forderungen des österreichischen Ultimatus in der Hauptsache an und erklärte sich bereit, über den Rest zu verhandeln. Inwieweit etwa England, Rußland, Frankreich und Italien durch einen in Belgrad ausgeübten Druck Österreich zu einem gewissen diplomatischen Erfolg verholfen haben, entzieht sich meiner Kenntnis. Jedenfalls ist nicht zu leugnen, daß die serbische Antwort ein unvermutetes Entgegenkommen bewies, und ich glaube nicht, daß die österreichische Regierung ein richtiges Augenmaß besaß, als sie diese Antwort als Grundlage weiterer Verhandlungen für unannehmbar erklärte. Aber Bethmann-Hollweg und Graf Berchtold verkannten die Greifbarkeit des schon erreichten diplomatischen Erfolgs. Da die österreichische Ehre gerettet war und auch Bethmann-Hollweg einen europäischen Krieg unbedingt zu verhindern bestrebt war, so konnte wahrscheinlich am 25. Juli die Kriegsgefahr abgewendet erscheinen, wenn Österreich seinen Erfolg einstrich. Es konnte etwa den Serben eine kurze Frist zur sofortigen Erfüllung der hierzu geeigneten Zugeständnisse stellen als Bedingung für Unterhandlungen

über die resülichen Forderungen. Wenn dann auch für die Restforderungen die internationale Aufsicht eingetreten wäre, so vermindert das den hohen Wert nicht, welche die mit Zustimmung Englands vollzogene Demütigung Serbiens für Osterreich besaß.

Die Dinge sind anders verlaufen. Das Steuerruder war den falschen Weg gelegt, und das Schiff drehte in der einmal aufgenommenen Richtung weiter. Bethmann und Berchtold sahen die Imponderabilien nicht klar, die sich ergaben, wenn sie diese serbische Antwort zum Grund eines Truppeneinmarsches machten. Obgleich dieselbe die Möglichkeit bot, weiter zu verhandeln, ging man darüber hinweg und beachtete nicht, wie gefährlich man die Petersburger Kriegspartei stärkte. Das Vertrauen auf die Friedlichkeit der Entente, insbesondere Englands, erzeugte bei den Staatsmännern der Mittelmächte die Hoffnung auf Lokalisierung des serbischen Streits und führte in Wien zu einer Übersteigerung des Tons gegen Serbien. Um Osterreichs Unterhöhnung durch die Serben gründlich zu verhindern, stürzte man sich in eine weit größere Gefahr und sprang, wie man gesagt hat, aus Furcht vor dem Regen ins Wasser.

Die gespannte Lage veranlaßte nun insbesondere den Reichskanzler und Sir Edward Grey zu Vermittlungsvorschlägen. Ich kann den Fehler, welchen der Reichskanzler in der Behandlung der mit dem 25. Juli einsetzenden britischen Vermittlungsvorschläge nach meiner Überzeugung beging, nicht berühren, ohne vorher Bethmanns guten Willen anzuerkennen.

Der Kanzler hat sein Bestreben, den Weltkrieg zu verhindern, in unbedingt überzeugender Weise diplomatisch kundgegeben. Ich nenne hier die Wiederanknüpfung der infolge eines russischen Mißverständnisses stockenden österreichisch-russischen Verhandlungen, weiterhin Bethmanns unmittelbare mäßigende Einwirkung auf Wien, beginnend nach der Ablehnung der serbischen Antwort, und endlich die spontane Aufstellung des Vermittlungsvorschlages, die österreichische Besetzung Serbiens auf ein Faustpfand bis zur Leistung der serbischen Genugtuung zu beschränken. An diese Beweise für Bethmanns Friedensliebe reihen sich andere, die später zu besprechen sind. Wie war es nun aber möglich, daß trotz soviel gutem Willen der Frieden in die Brüche ging? Weil die grundsätzliche Hoffnung auf einen wirklichen Friedenswillen der Entente, insbesondere Englands, welche den Glauben an eine Lokali-

lifierbarkeit der Züchtigung Serbiens erzeugt hatte, jetzt weiter wirkte und die ohnehin geringe diplomatische Geschicklichkeit unserer Leitung noch weiter herabsetzte.

Als Sir Edward Grey am 26. Juli anregte, England und Deutschland möchten unter Heranziehung Frankreichs und Italiens eine gemeinsame Vermittlung unternehmen, verkannte der Kanzler die sich bietende Gelegenheit, ebenso wie bei Bewertung der serbischen Antwort. Englischen Konferenzvorschlägen gegenüber war allerdings Vorsicht geboten. Bei Konferenzen der Großmächte befand sich Deutschland infolge des diplomatischen Übergewichts der stärksten Seemacht und der entsprechend parteiischen Haltung der Versammlung erfahrungsgemäß im Nachteil. In diesem Zeitpunkte aber durfte der von Grey vorgeschlagene europäische „Areopag“, wie ihn Bethmann genannt hat, nicht abgelehnt werden, weil er die einzige Möglichkeit bot, um den Weltkrieg vielleicht noch zu vermeiden. Bethmann konnte Greys Vorschlag einer Botschafterkonferenz sofort annehmen mit der Bedingung, daß sich Österreich-Ungarn sein Faustpfand in Serbien verschaffen dürfe, wie Grey dies später (am 30. Juli) auf Bethmann-Hollwegs Vorschlag zugestanden hat. Der Kanzler stellte sich aber auf einen Standpunkt, der den Feinden den Vorwand gab, zu behaupten, der Kanzler hielt es für unter der Würde Österreichs, die „guten Dienste“ von vier Großmächten anzunehmen; überdies wollte sich Deutschland nicht in die serbische Sache mischen; der österreichisch-serbische Zusammenstoß wäre einmal da und unvermeidlich. Man könnte nur danach streben, ihn zu lokalisieren. Demgemäß drahtete er am 27. Juli an Richnowsky: „Es ist für uns unmöglich, unseren Bundesgenossen in dieser Auseinandersetzung mit Serbien vor ein europäisches Gericht zu ziehen.“ Am selben Tage soll, nach einer Meldung des österreichischen Botschafters, Zagow diesen von der Abneigung der deutschen Regierung, auf Greys Konferenzvorschlag einzugehen, unterrichtet haben.

Der Grad der Loyalität des Greyschen Vorschlages konnte Zweifel unterliegen. Für die Frage der Annahme durften solche Zweifel aber nicht entscheidend sein. Sicherungen mußten die Mittelmächte sich vorbehalten; Grey hat, wie erwähnt, am 30. Juli keine Schwierigkeiten gemacht, als Bethmann-Hollweg eine solche Sicherung des österreichischen Faustpfandes verlangte. Wenn Grey seinen Konferenzvorschlag vom 26. Juli selber zurückgezogen hat, noch bevor ihm dessen

Ablehnung durch Bethmann-Hollweg bekannt war, so ist nicht sicher, ob ihn dabei die Absicht geleitet hat, die Verhandlungen zu erschweren. Vielmehr könnte auch er sich damals noch etwas von unmittelbaren österreichisch-russischen Verhandlungen versprochen haben. Er hätte sich darin im Einklang mit dem Kanzler befunden, der seinerseits unter Ausschaltung des Konferenzgedankens unmittelbar zwischen Wien und Petersburg zu vermitteln suchte.

Der sekundäre Fehler, den man in Berlin damit beging, die Konferenz auszuschlagen, war ebenso groß wie der primäre Fehler, daß man sich zu sehr auf die Abneigung der Entente zu einem Krieg verließ. Bethmann zeigte sich überempfindlich für die Würde des österreich-ungarischen Staates, der mit dem Deutschen Reich nicht identisch war, an dessen Zukunft uns aber gerade die damalige Politik des Kanzlers auf Leben und Tod angekettet hatte. Bethmann behauptete ferner, wir mischten uns nicht in ein Vorgehen, das von ihm und dem Auswärtigen Amt seit dem 5. Juli grundsätzlich gebilligt worden war. Jagow verhielt sich so uninteressiert an dem serbisch-österreichischen Konflikt, daß er am 27. Juli dem französischen Botschafter gestand, er hätte noch keine Zeit gefunden, um die serbische Antwort an Österreich überhaupt zu lesen. Wie sind solche diplomatischen Fehler in schicksalsschwerer Stunde zu erklären? Sie sind nur verständlich aus den allgemeinen Wesenszügen des politischen Systems, das wir seit 1909 an der Spitze des Reiches hatten. Es handelte sich zwar um die Vermeidung eines Weltkrieges, aber da ein königlich preussisches Kreisgericht sicherlich entschieden haben würde, die gerechte österreichische und die ungerechte serbische Sache wären eine rein österreichisch-serbische Angelegenheit, so war Grens anders lautender Vorschlag eben als gegenstandslos aufzufassen. Juristische Engenügte jedoch nicht zur Erklärung der Instinklosigkeit, mit welcher der Reichskanzler in der Angelegenheit verfuhr. Es liegt hier jene tiefere Eigenschaft zugrunde, die den meisten Schritten der Kanzlerzeit zum Verhängnis wurde, die Wirklichkeitsferne vieler Deutscher.

## 3

Bethmann-Hollweg hatte seit Jahren an einem von ihm selbst so bezeichneten „Kartenhaus“ gebaut, nämlich einer deutsch-englischen

Verständigung, die nicht auf Tatsachen, sondern auf diplomatischem Schöntun beruhte.

Nichtgeschäftsleute mögen annehmen, daß, wenn man nur irgendwie an den Verhandlungstisch kommt und über ihn weg sich Freundsliches sagt, Mißverständnisse wegräumt und für fernere Zukunft Aussichten eröffnet, schon viel gewonnen sei. Die englische Politik hat derlei immer nur benutzt, um andere einzuwickeln; selbst aber hat sie den Ausgang der Verhandlungen von den unausgesprochenen Realitäten, die unter dem Tisch liegen bleiben, bestimmen lassen. Nachdem Bethmann 1912 daran verhindert worden war, die allein zu unseren Gunsten ins Gewicht fallende Realität der deutschen Risikoflotte für englische Liebenswürdigkeiten und Zukunftswechsel in Tausch zu geben, waren die Aussichten auf eine dauernde und reale Verständigung fühlbar gestiegen. Aber man durfte die zu Englands Gunsten sprechenden Realitäten auch nicht übersehen. Die Welt gehorchte im allgemeinen den Weisungen der stärksten Seemacht. Wir waren der mächtigste Widerpart, mußten uns aber gerade deshalb hüten, weiter zu gehen, als unsere eigenen Interessen unumgänglich erforderten. jene Illusionen über England, die 1912 unsere Wehrkraft zur See beinahe unter den Risikogedanken hinuntergedrückt und damit den unaufhaltsamen, aber vielleicht langsamen Niedergang Deutschlands entschieden hätten, gefährdeten jetzt jäh den Frieden. Man idealisierte die Beweggründe, welche England in den Balkankriegen von 1912/14 zur „Loyalität“ gegen Österreich und uns veranlaßt hatten, und war deshalb des Glaubens, auch ein Balkankrieg, an welchem Österreich selbst beteiligt wäre, könnte auf den Wetterwinkel Europas lokalisiert bleiben.

Noch am 9. Juli hatte man im Auswärtigen Amt die nüchterne Ansicht vertreten, England würde sich wohl, wenn wider alles Erwarten die Erhaltung des Weltfriedens nicht gelänge, sofort auf die Seite unserer Feinde schlagen, ohne den Verlauf des Krieges abzuwarten. Die friedliche Haltung des Foreign Office in den folgenden Wochen täuschte aber den Bethmannschen Kreis mehr und mehr. Auch im Generalstab soll man zu einer friedlichen Auffassung Englands geneigt haben. Als nach der Überreichung des Ultimatus der warnende Ausspruch Greys bekannt wurde: „Die Lage wäre doch recht gefährlich, es könnte leicht ein Krieg der vier Großmächte daraus entstehen,“ da preßten die Gelehrten der Wilhelmstraße aus diesem Satz die Zuversicht, Grey hätte



ausdrücklich betonen wollen, daß für die fünfte Großmacht, England, keine Kriegsgefahr bestünde! Jagow, Stumm und andere bestärkten den Kanzler in solchen unbegründeten Vorstellungen. Es gelang, auch den Kaiser in ihnen zu erhalten. Als am 25. Juli die in Norwegen befindliche Flotte den Befehl zur Heimkehr erhielt, wollte der Kaiser sämtliche Großkampfschiffe in die Ostsee schicken. Das Auswärtige Amt wünschte Ähnliches, um England nicht zu reizen. Der Kaiser aber hat sich damals dem Flottenchef gegenüber schroff dahin ausgesprochen, an der friedlichen Haltung Englands wäre ein Zweifel nicht erlaubt. Deshalb mußte die ganze Flotte in Bereitschaft gegen die Russen gehen. Nur technische Gründe veranlaßten ihn, zuzustimmen, daß ein Teil der Flotte nach der Nordsee ginge.

Ich muß gegen das britische Kabinett den schweren Vorwurf erheben, daß es, obwohl es die Friedensliebe Bethmanns wie auch seine Art genau kannte, durch Unklarheiten über Englands Verhalten in der Krisis eine große Schuld am Kriegsausbruch auf sich geladen hat, selbst wenn man annehmen will, daß das englische Kabinett in jenem Fall wirklich den Frieden zu Anfang noch wollte und nicht etwa schon zu Anbeginn den Hintergedanken hatte, Bethmann auf den bereitgehaltenen Spieß auflaufen zu lassen. Grey hätte den Frieden erhalten können, wenn er Bethmann rechtzeitig die Stellung Englands klargelegt hätte für den Fall, daß der serbisch-österreichische Konflikt zu europäischen Weiterungen führen sollte. Daß er dies unterlassen hat, wirkt um so befremdlicher, als im Juli 1911 Lloyd George im Auftrage des Kabinetts mit einer öffentlichen Drohung nicht gezögert hatte, obwohl damals die Lage bei weitem nicht so zugespitzt gewesen war. Diesmal wurde nun sogar eine entsprechende Warnung unter vier Augen vermieden. Greys Verschweigen der englischen Stellungnahme bestärkte die Berliner Einmarschpolitiker in ihrer Auffassung. Grey und das britische Kabinett wußten genau, daß Bethmann alles tun würde, um einen Krieg mit England zu vermeiden. Sie wußten nebenbei, daß es in Deutschland sehr wenige Politiker gab, welche sich von der Fähigkeit Englands, erbarmungslos ein anderes Volk zu vernichten, eine zutreffende Vorstellung machten. Es konnten sich nur wenige bei uns in die Seele Englands versetzen, deren kalte Gleichgültigkeit gegen unterworfenen Völker, wie z. B. Iren oder Inder, erst das Jahr 1919 dem Durchschnittsdeutschen begreiflich gemacht hat. Vorher dachten viele

bei uns ungefähr, je wehrloser Deutschland wäre, desto freieren Lebensspielraum würde ihm England genehmigen. Nur wenn unsere Politiker den wahren Geist der englischen Politik erkannt hätten, würden sie einerseits aufs äußerste gerüstet, andererseits diplomatisch die größte Vorsicht beobachtet haben, um England keine Gelegenheit zur Vernichtung unseres Volkes zu geben. Die britischen Minister wußten nun, in welcher furchtbarem Irrtum über die Gefährlichkeit der Lage Deutschlands sich viele Deutsche bewegten. Sie wußten auch, daß Deutschland aus einem Mehr oder Minder von serbischer Genugtuung keine Lebensfrage für sich selbst machen konnte. Trotzdem unterließen sie jede rechtzeitige Warnung. Ob es der Geschichtsschreibung gelingen wird, den wahren Umfang und die Gründe dieser britischen Zweideutigkeit ans Licht zu ziehen, muß ich der Zukunft überlassen.

Die Reichsleitung hat dem deutschen Volk gegenüber in den Julitagen durch ihre Weltunkennntnis eine schwere Schuld auf sich geladen, nicht aber England oder der Entente gegenüber. England, welches den französischen Revanchewillen um das schon halbvergessene Elsaß-Lothringen aufgepeitscht und den Russen bedeutende Opfer gebracht hatte, um sie gegen Deutschland zu orientieren, erntete nur die Frucht seiner eigenen Bestrebungen, wenn es zum Kriege kam. Starke Strömungen, uns anzugreifen, bestanden in England unvermindert fort, ebenso in Deutschland die nur durch England hervorgerufene gerechtfertigte Sorge, daß die Einkreisungspolitik doch irgendwann und irgendwie zur Gewalt übergehen würde. Die Frage, ob England gerade im Juli 1914 den Zeitpunkt für gegeben hielt, tritt demgegenüber zurück. Irgendwann im Juli ist in England der Moment doch eingetreten, von dem Grey im September 1912 zu Esasonow gesagt hatte, „daß, wenn die in Frage stehenden Umstände eingetreten sein würden, England alles daran setzen würde, um der deutschen Machtstellung den fühlbarsten Schlag zuzufügen.“ Der Zweifel kann sich einzig und allein auf den genauen Zeitpunkt im Juli beziehen, zu welchem sich dieser Umschlag im britischen Kabinett vollzogen hat. England war durch geographische und militärische Umstände in der glücklichen Lage sich im Hintergrund halten und mit gewohnter Meisterschaft sein puritanisches Humanitätsgesicht auch noch in dem Augenblick wahren zu können, wo es zum Kriege schon entschlossen war. Hierdurch hat das britische Kabinett nicht nur das englische Volk, sondern auch das

deutsche, welches schon zur Zeit der Goten auf fremde Heuchelei stets hereingefallen ist, bestochen. Suchomlinow hätte niemals das Räderwerk des Krieges in Gang gesetzt, wenn er nicht die Gewißheit gehabt hätte, daß die britische Macht bereit stand einzugreifen.

Nach den Vorgängen der letzten Jahre war ein Zweifel darüber kaum möglich, daß England eine militärische Schwächung Frankreichs durch uns niemals zulassen würde, und beim Einmarsch in Serbien mußte man im ungünstigsten Falle doch die Möglichkeit eines Krieges mit Rußland und damit auch gegen Frankreich in Rechnung stellen. Da aber Bethmann die zunehmende englische Friedlichkeit nicht gern als Wirkung unserer wachsenden Seemacht erkannte, sondern lieber sentimental aufgefaßt hatte, so ging auch das Gefühl für die realen Grenzen dieser Friedlichkeit bei ihm verloren. Die trotz allem steigende englische Verständigungsneigung beruhte, wie bemerkt, lediglich auf nüchternen Einschätzung der sinkenden Einträglichkeit eines Krieges. England hatte begonnen, unsere Macht anzuerkennen, solange wir die seinige in englischer Auffassung achteten. Wir mochten diese als zu weitgehend ansehen, mußten uns aber der Weltlage anpassen. Bethmann dagegen, der 1912 die deutschen Interessen verkannt hatte, verkannte jetzt den Umfang der britischen Ansprüche und hoffte im Juli 1914 wiederum auf einen Ausgleich des guten Herzens statt der Interessen. Derselbe ungenügend entwickelte Tatsachensinn, der die eigenen Staatsnotwendigkeiten weichlich auffaßte, sah auch die britischen Gedankengänge unscharf und lieferte deshalb jetzt durch ungelenktes Zugreifen die Gelegenheit zum Zuziehen der Ententeschlinge.

England wollte Österreich einen gewissen diplomatischen Erfolg über Serbien gewähren, konnte aber eine diplomatische Niederlage Rußlands nicht zugeben, ohne sein kunstvolles, von ihm gegen Deutschland aufgebautes Machtgebäude zu erschüttern. Bethmanns und Berchtolds Einmarschpolitik beruhte dagegen auf der Erwartung, daß Englands in den letzten Jahren gezeigte Friedensliebe soweit ginge, daß sie im äußersten Fall den Zaren veranlaßte, entweder den Serben die überlieferte Gönnerschaft zu verweigern oder einen Festlandskrieg ohne englische Hilfe zu wagen. Es fehlte den deutschen Politikern das Gefühl dafür, daß sie damit die Sehne der englischen Ententepolitik zu durchschneiden drohten.

England hatte, gerade weil sein Verhältnis zu Frankreich und auch zu Rußland nicht auf einem formalen Bündnisvertrag, sondern auf loseren Abmachungen beruhte, während des ganzen Einkreisungsjahres zehntes grundsätzlich jede Freundlichkeit gegen uns durch unmißverständliche Winke nach der anderen Seite begleitet. Während jenes englischen Flottenbesuches in Kiel Ende Juni 1914 hatte der britische Botschafter in Petersburg, Buchanan, eine soeben abgeschlossene russisch-britische Marinekonvention bekanntgegeben. Die liebenswürdige Frau des in Kiel anwesenden Geschwaderchefs, Lady Warrender, eine Angelfärsin von der Spezies jener politischen Damen, die wir in Deutschland kaum kennen, war etwas verlegen, als ich sie mit leichtem Spott darauf hinwies: es wäre uns zwar herzlich einerlei, ob im Kriegsfall britische und russische Marineverbände getrennt oder vereinigt operierten, jedoch könnte es leicht mißverstanden werden, wenn derartige Gedankengänge gerade in diesem Augenblick laut würden. Sie bezeichnete Buchanan als einen naiven Tolpatsch. Einerlei ob mit Recht, die Tatsache der Konvention als solche hätte uns hellhörig halten können.

Indem wir durch eine vergrößerte und ungeschickte Nachahmung der bosnischen Krisis von 1908/9 England vor die Wahl stellten, die Großfürstenpartei zu verstimmen oder den Krieg unter besonders vorteilhaften Umständen zu eröffnen, drang die Stimmung jener Klubs durch, welche unentwegt an den Krieg dachten und es nur von der Gunst des Augenblicks abhängig machten, uns doch noch mit Gewalt niederzuschlagen. Als im Laufe des Juli England die Sackgasse erkannte, in welche sich Bethmann verrannt hatte, wandte es sich von der geschäftsmäßigen Friedenspolitik der Verständigung, die es, wenn man seinen Versicherungen glauben will, bis zu Greys Konferenzvorschlag innegehalten hatte, zu der nicht weniger geschäftlichen Kriegspolitik, um nunmehr als „perfides Albion“ Russen und Deutsche einander umbringen zu lassen.

Die Gelegenheit, die wir ihnen boten, konnte günstiger nie wiederkehren. Sie hatten diesmal die Möglichkeit, uns ins moralische Unrecht zu setzen und die Verkehrtheiten unserer Politik in Kriegstreiberei umzudeuten. Sie konnten die Übermacht der Welt gegen uns werfen, und indem wir als die Angreifer erschienen — woran Bethmann gar nicht dachte — auch juristisch unsere eigenen Bündnisse entwerten. Schließlich war selbst strategisch der Augenblick für

die Engländer verlockend, was Bethmann nicht wußte und worüber er sich bei mir nicht erkundigt hat. Obwohl das britische Kabinett in diesen Krieg nur zögernd eintrat, gewann bei dieser Lage der Kriegswille in ihm die Oberhand und legte zuletzt durch unterirdische Ermutigungen der Franzosen und damit der Russen den Zünder an die Detonationspatrone.

Bethmann wünschte keinen Weltkrieg und vermutete nicht dessen Ausbruch. Gerade deshalb glaubte er, daß Österreich einen Lokalkrieg wagen dürfte. Es fehlte ihm und Jagow das Organ zur Umstellung auf die tatsächliche Lage, daß nämlich die Ententemächte zwar einerseits ein gewisses Maß von Entgegenkommen zeigten zu einer gemeinsamen Lösung der Lokalkrise, andererseits aber vor einem Weltkrieg durchaus nicht zurückschreckten. Bethmann und Jagow beharrten bei ihrer Überzeugung von der Unvermeidlichkeit, aber Lokalisierbarkeit des serbisch-österreichischen Konfliktes während uneinbringlicher Lage, solange, bis die von ihnen gröblich unterschätzten zum Kriege treibenden Kräfte innerhalb der Entente obgesiegt hatten. Nunmehr trat in Wirkung, daß der französische Chauvinismus und die panslawistische Erbitterung in demselben Grad gestiegen waren, wie sich die englische Kriegslust an sich abgeschwächt hatte. Gewiß war England die entscheidende Macht, aber es zügelte die Kriegstreiberischen Kräfte doch nur solange, wie ihm selbst der Frieden vorteilhafter erschien als der Krieg. Die Furcht vor der „Intervention“ Europas und die Hoffnung, daß die Entente, „vor eine unabänderliche Tatsache gestellt“, sich darein fügen würde, hatte Bethmann-Hollweg bezwogen, Österreich zur Einmarschpolitik freie Hand zu lassen. So glaubte er durch einen raschen Lokalkrieg an dem allgemeinen Konflikt vorbeizusteuern. Als nun die Antwort Serbiens wider Erwarten nicht völlig „negativ“ war und als Grey „intervenierte“, fehlte der Instinkt, um die neue Lage zu begreifen.

Man hatte in der Wilhelmstraße eine eigentümliche Auffassung von den Möglichkeiten, den heiß erstrebten Frieden zu sichern durch eine nervöse Kriegsbereitschaft, die lediglich schwache Vorspiegelung war. Diese Politiker, die niemals gewillt waren, das Schwert zu ziehen, und die leider auch, wie sich gezeigt hat, außerstande waren, die militärischen Notwendigkeiten einer Kriegsvorbereitung überhaupt zu beurteilen, glaubten mit unsicheren kriegerischen Maßnahmen drohen zu können, welche sie selbst nicht ernst nahmen.

Das politische Augenmaß dieser Männer erregt Staunen. Am 20. Juli erklärte Staatssekretär v. Jagow einem Vertreter des Admiralstabs, England würde, wenn es zum Krieg des Dreibundes gegen den Zweibund käme, voraussichtlich nicht mitmachen. Er, Jagow, hätte aber einen Gedanken, wie man die Neigung der Engländer zur Neutralität vielleicht noch verstärken könnte, nämlich indem wir den Engländern drohten, sofort Holland zu besetzen, falls sich England gegen uns erklärte. Natürlich wäre das Ganze nur ein Bluff. Am folgenden Tag sagte der Admiral nach Rücksprache im Reichsmarineamt zu Jagow, sein „Bluff“ wäre wohl das sicherste Mittel, um England zum Krieg gegen uns zu zwingen. Der Abglanz Bismarckscher Autorität, der für die Offiziere meines Amtes noch über der Wilhelmstraße gelegen hatte, verbrauchte sich rasch, und man meldete mir den Vorfall mit dem Zusatz: „Man kann sich nur erneut fragen: Wie ist es möglich, daß einer solchen Persönlichkeit die Leitung der auswärtigen Politik Deutschlands anvertraut wird?“ Jagow war gerade wegen seines vorsichtigen Naturells, das ihm jeden Entschluß erschwerte, von Bethmann an die Spitze des Auswärtigen Amtes gesetzt worden. Er wäre der letzte gewesen, Holland zu besetzen, was ja übrigens jedem deutschen Interesse zuwider gelaufen wäre. Aber gerade so naiv, wie er ein paar Monate früher dem französischen Botschafter einen Appetit auf belgische Kolonien vorspiegelte, den Deutschland im Besitz seiner eigenen, noch wenig erschlossenen afrikanischen Reiche in Wirklichkeit nicht besaß, so glaubte er auch jetzt auf England durch eine „starke“ Geste Eindruck machen zu können.

Als Bethmann später gewahr wurde, daß England mit dem Krieg ernst machen würde, brach er vollständig zusammen. Weshalb aber überließ er sich hinsichtlich Englands solange seinem eigenen politischen Gift, der doch so häufig in die Irre ging? Weshalb hat er in den langen drei Wochen alle Warnungen überhört, die aus England und über England an ihn gelangten? Weshalb suchte er sich nicht Gewißheit darüber zu verschaffen, wie sich England bei einem Festlandskrieg verhalten würde? Auch dieses Rätsel löst sich aus der Eigentümlichkeit seines Grundplanes.

## 4

Am 8. Juli gab der Unterstaatssekretär Zimmermann die Direktive aus, alle auffälligen Maßregeln, wie Urlaubsunterbrechungen usw.

wären zu vermeiden, ebenso wie das Aufgeben der Kaiserreise unterblieben wäre. Denn die Hauptsache dafür, daß die Absicht des Lokalisierens gelänge, wäre die Vermeidung des Eindrucks, als ob wir Österreich antrieben.

Schon in den Verhandlungen des Jahres 1911/12 war mir aufgefallen, daß Bethmann-Hollweg freien und offenen Aussprachen aus dem Wege ging und es vorzog, auch solche Fragen, die ihrer Natur nach durch gemeinsame Beratung geregelt werden mußten, nach längerem, ausweichendem Hinziehen plötzlich durch einseitig vollzogene Tatsachen zu lösen. Dazu kam die auch von anderen meiner Kollegen sowie von Bethmanns Bewunderern an ihm früh bemerkte Fähigkeit, „etwas zu behaupten, was gar nicht ernst gemeint sein konnte, und sich nicht bloß die Frage zu stellen, wie etwas objektiv ist, sondern auch die, wie es subjektiv wirkt“<sup>1)</sup>. Der Zweck des hier gewählten Verfahrens war gut, die Vermeidung des Weltkrieges. Aber das für diesen Zweck benutzte Mittel war ungeschickt; denn es hat den Weltkrieg wesentlich befördern helfen. Bethmann sah nicht, daß Zweideutigkeit uns keine Achtung eintrug in solcher Sache und außerordentlich gefährlich war. Die Welt wollte nicht glauben, daß Österreich solche Noten an Serbien schickte, ohne daß wir davon Kenntnis hätten. Die Methode der bürokratischen Überrumpelung auf eine europäische Sache übertragen, Staatsmännern vom Range der englischen an Stelle einer vertrauenerweckenden offenen Aussprache entgegengebracht, versetzte leider die an sich schon geladene Atmosphäre in noch höhere Spannung.

Wie ich Meldungen vom 11. Juli entnehme, äußerte man im Auswärtigen Amt damals die Vermutung, es wäre den Österreichern lieber gewesen, wenn wir ihnen die Bundeshilfe gegen Serbien verweigert hätten. Unsere Bundesbrüder wußten so wenig, was sie wollten, daß sie jetzt bei uns angefragt hätten, was sie eigentlich von den Serben verlangen sollten.

Dieser Eindruck war so wohl kaum richtig. Er zeigte aber, wie wenig man in Berlin damit rechnen durfte, daß Österreich in der von ihm selbst zur Rettung seiner Ehre begonnenen Aktion fest bleiben würde. Trotzdem verkannte der Kanzler, wie wenig beneidenswert seine Lage

<sup>1)</sup> H. Kötschke, Unser Reichskanzler, sein Leben und Wirken, Berlin 1916, S. 18 f.

würde und wie ungeheuer seine Verantwortung vor der Geschichte, wenn er als Mann erscheinen wollte, welcher die Zukunft Deutschlands der Wiener Regierung ohne weitere Kontrolle überließ.

Diese Haltung mußte unsere Politik um den ihr von Friedrich d. Gr. und Bismarck erworbenen Ruf der Aufrichtigkeit bringen. Auch die Vertrauenswürdigkeit ist ein Stück Macht, das teuer gehütet werden will, und es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß Politiker mit geringem Verständnis für reale Macht meist auch keinen feinen Sinn für die Unwägbarkeiten des Prestiges haben. Als Greys Konferenzvorschlag eintraf, glaubte Bethmann seine Stellungnahme festhalten zu müssen, und so lehnte er den Vorschlag ab, d. h. er blieb bei jener Erklärung der „Nichteinmischung“ in die österreichische Sache, wodurch der entscheidende Augenblick einer möglichen Friedensaktion verloren ging. So konnte Osterreich durch seine Kriegserklärung an Serbien (28. Juli) die Lage verschärfen, während die deutsche Politik festgebant zwischen ihren selbstgewählten Schranken stand.

Die Engländer mit ihrer kühlen Geschäftsart, Machtfragen zu diskutieren, konnten oder wollten Bethmanns anscheinendes Beiseitestehen, das tatsächlich die Lokalisierung des Streits und die Erhaltung des Friedens zwischen den Großmächten bezweckte, nicht begreifen. Ihrer eignen Denkungsweise lag es jedenfalls fern, anzunehmen, daß ein deutscher Staatsmann es für etwas Böses halten könnte, offen Osterreich zu unterstützen und von deutschen Macht- und Prestigeinteressen zu reden. Sie merkten, daß die deutschen Diplomaten teils zu mißtrauisch, teils zu vertrauenselig waren. Zugleich sahen sie die günstige Gelegenheit zum Krieg heranwachsen. Wir boten der Entente mit den Widersprüchen unserer Einmarschpolitik die Handhabe, um uns des Präventivkrieges zu bezichtigen. Die schwere Anklage der Kriegstreiberei, die uns so unermesslichen Abbruch getan hat, wurde erhoben.

Allerdings hatte die Einkreisungspolitik der Entente in Deutschland gelegentlich Nervosität hervorgerufen. Denn sie wies zweifellose Züge einer Verschwörung auf. Seit Ende 1912 war uns bekannt, daß den Serben die Rolle zugeordnet war, als Piemont des Balkans die Aufteilung der habsburgischen Monarchie zu eröffnen, wenn die Stunde dafür reif wäre. Es lag seitdem nahe, und ist schon 1913 von Osterreich erwogen, damals aber von uns und Italien abgelehnt



worden, diesen Funken auszutreten, bevor er zum Brand würde. Wir kannten ferner russische Äußerungen darüber, daß es „1916“ losginge. Man stieß infolgedessen bei unverantwortlichen und halbunterrichteten Persönlichkeiten, aber ausschließlich bei solchen, zuweilen auf die Ansicht: „Wenn der Krieg doch unvermeidlich ist, dann besser sofort als später.“ Die „bis 1916 fertigen“ russischen Rüstungen waren freilich nicht auf die leichte Achsel zu nehmen angesichts der Petersburger Kriegspartei, die tatsächlich in der letzten Juliwocche 1914 die europäische Verwirrung zur Brandstiftung ausgenutzt hat. Trotzdem wäre ein deutscher Präventivkrieg gegen Rußland niemals zu rechtfertigen gewesen. Auch bezüglich Englands, von Frankreich ganz zu schweigen, durfte unsere Vorsicht nicht einschlafen. Wenn sich der britische Löwe seit 1912 mehr und mehr duckte, so hatten wir doch stets mit der Möglichkeit zu rechnen, daß dies das Zusammenkauern vor dem Sprung war. Keise Zweifel derart schlossen aber großzügiges Zusammenarbeiten mit England auf realer Grundlage nicht aus. Wir durften ihm nur keinen Anlaß zum Sprunge bieten. Die Ententen Englands waren bis zu dem Vertrag vom September 1914 noch locker gewebt, eine friedliche Lösung der Einkreisungspolitik erschien angesichts der englischen Risikoscheu möglich, wenn Deutschland zugleich mutig und vorsichtig war, unverzagt rüstete, aber jede Handhabe für den feindlichen Kriegswillen vermied.

Daß Deutschland planmäßig auf den Krieg hingearbeitet haben sollte, ist eine wilde Fabel, die am besten durch unser später zu schilderndes Unvorbereitetsein widerlegt wird. Ubrigens hat der Generaloberst v. Moltke, der in den kritischen Wochen in Karlsbad sein schweres Leiden pflegte, mir später versichert, daß er mit den ganzen Verhandlungen nichts zu tun gehabt und keineswegs empfohlen hätte, das Ultimatum an Serbien als Prüfstein dafür zu verwenden, ob die Entente Krieg wollte oder sich dazu noch nicht stark genug fühlte.

Hätte der Kanzler seiner Pflicht gemäß — er mußte sich doch vor einer solchen Aktion nach den militärischen Möglichkeiten in jeder Richtung erkundigen — mich gefragt, so hätte ich ihm sagen müssen, daß vom Standpunkt der Marine aus die an sich unerwünschte Kriegsgefahr auch strategisch keinen günstigen Zeitpunkt fände. Der Dreadnoughtbau, durch dessen Einführung England die Kampfkraft unserer Marine automatisch verdoppelte, hatte erst vier Jahre lang gewirkt.

Der Nordostseekanal war unfertig. Der Höchststand der Flotte wurde erst 1920 erreicht. Einige Schwächen, die unserer Marine infolge ihrer Jugend, namentlich in der Führung, anhafteten, konnten nur mit der Zeit verschwinden. Selbst wenn die Schiffszahl einmal nicht mehr wuchs, wurde die Flotte mit jedem Jahr besser wie junger Wein. Das mechanische Vergleichen der Schiffszahlen verlor an Bedeutung, je mehr das psychologische Moment der innerlichen Festigung Geltung gewann. Von französischer Seite war offen der Zweifel geäußert worden, ob wir wirklich so „töricht“ sein würden, gemäß dem Flottengesetz unsere Bauziffer von 1912 ab sinken zu lassen. Wir hatten es gewagt und damit England den bündigen Beweis geliefert, daß wir kein Wettrüsten betrieben. Trotzdem und obwohl unsere Bündnisse zur See keine wesentliche oder sichere Unterstützung gewährten, rechnete ich, daß etwa von 1916 ab ein englischer Angriff seemilitärisch nicht mehr wahrscheinlich sein würde. Jedes Friedensjahr war also für uns ein unschätzbare Gewinn. Über diese Auffassungen habe ich bei meinen obenerwähnten Gesprächen in Tarasp keinen Zweifel gelassen.

Der Kanzler hätte durch eine kollegiale Behandlung der Frage, wie sie kein anderer Staatsmann versäumt haben würde, die Verantwortung verteilt. Ich meinerseits hätte von dem Ultimatum abgeraten.

Dabei hatte der Kanzler in seiner Scheu vor Klarheit den Ernstfall so wenig vorbereitet, daß Gesamterwägungen zwischen den politischen und militärischen Spitzen niemals stattgefunden hatten, weder über die politisch-strategischen Probleme der Kriegsführung, noch über die Aussichten eines Weltkrieges überhaupt. Auch über den Einmarsch in Belgien, der, wenn er geschah, sofort maritime Fragen aufwarf, bin ich niemals unterrichtet worden. Es scheint hier der Einwurf nahe zu liegen, ob ich nicht im Frieden meinerseits auf die Vorbereitung einer Mobilmachung der gesamten Reichsleitung zu drängen in der Lage war? Wer die Verhältnisse bei unsern damals regierenden Stellen kennt, wird diese Frage nicht stellen.

Die weltgeschichtlich schwerste Schuld Bethmann-Hollwegs liegt nicht in seinen Schätzungsfehlern vom Juli 1914, sondern in den unterlassenen Rüstungen vorher, in den Jahren, als die gegnerische Koalition alle ihre Kräfte sammelte und durch Kriegsvorbereitungen in ihren

festländischen Teilhabern den Entschluß stärkte, jede sich bietende Gelegenheit zum bewaffneten Kesseltreiben gegen Deutschland auszunützen. Mit geringer Mühe und auf die Dauer kaum spürbaren Kosten hätte das deutsche Volk vor dem Schlag dieses Krieges bewahrt werden können, wenn die stete Sorge vor ihm auch zu den nötigen Vorsichtsmaßregeln Anlaß gegeben hätte. Die Gefahr war da; die Folgerungen aus ihr hätten gezogen werden müssen. Denn Frankreich und Rußland waren in ihren Rüstungen bis an die Grenze ihrer Leistungskraft gegangen, Frankreich sogar in gewissem Sinne darüber hinaus. Deutschland und Osterreich-Ungarn dagegen schöpften ihre Kräfte nicht annähernd aus. Wie erklärt sich diese furchtbare Unterlassung, die bei jedem national gefestigten Volk die schwerste Anklage gegen die verantwortlichen Staatsmänner nach sich gezogen haben würde?

Der Kanzler, unterstützt durch den Reichsschatzsekretär Bermuth, hatte Angst vor dem Wort „Wettrüsten“. Er glaubte durch Zurückhaltung in kriegerischer Bereitschaft dem Frieden zu dienen. Dadurch sollte die Entente von unseren friedlichen Absichten überzeugt werden. In Wahrheit wußte die ganze Welt, daß wir den Frieden zu erhalten wünschten, erhob aber über unsere unzureichenden Wehrevorlagen ein Entrüstungsgeschrei, wie es bei wirklich durchgreifenden Rüstungen unsererseits auch nicht größer hätte sein können. Durch die Unzulänglichkeit unserer Rüstungen aber lockerte sich das Schwert bei unsern Nachbarn. Hätten wir seit 1909 aus der wachsenden russischen Stärke die Folgerung gezogen, wirklich Schritt mit den gegnerischen Rüstungen zu halten, so wäre der Frieden und die auf Achtung begründete gute Nachbarschaft Rußlands gesichert worden. Es war ein Methodenfehler von vernichtendem Umfang, daß wir in unserer diplomatischen und geographischen Unterlegenheit uns nicht das Höchstmaß an militärischer Verteidigungskraft sicherten. Was wäre aus Preußen-Deutschland geworden, wenn Friedrich der Große und sein Vater vor einem „Rüstungswettlauf“ mit Osterreich zurückgeschreckt wäre? Ein Volk, das in solchem Wettlauf um die weltwirtschaftliche Macht stand, wie wir vor diesem Kriege, darf die Verdächtigung durch Rivalen und Pazifisten nicht scheuen, wenn es nicht alles verlieren will.

Diese Wahrheit, auf deren Erkenntnis und der Zeit entsprechenden Befolgung der Verdegang des deutschen Staats seit dem Großen Kur-

fürsten beruht, ist der deutschen Radikaldemokratie unbekannt geblieben<sup>1)</sup>. Mit ihren Illusionen aber, nicht mit der Staatsvernunft und Überlieferung unseres harten geschichtlichen Leidens- und Werdegangs stand unsere politische Leitung im Bunde.

Ein nicht unerheblicher Teil der begangenen Unterlassungen hätte aber noch im Juli 1914 beseitigt werden können. Am 5. Juli hatte der Kaiser gesagt, man müßte trotz der Unwahrscheinlichkeit eines Weltkriegs immerhin auf die Möglichkeit eines Zusammenstoßes gefaßt sein. Es lag bei der Verknüpfung der europäischen Bündnisysteme auf der Hand, daß wir bei jeder solchen Krisis auf das Schlimmste gerüstet sein mußten. Aber was geschah?

Wir haben noch im Juli 1914 erhebliche Mengen Brotgetreide nach Frankreich ausgeführt. Es herrschte ein Mangel an Salpeter, welcher für die Armee nahezu lebensgefährlich wurde. Kupfer, Nickel und andre kriegsnotwendige Stoffe fehlten in hohem Maße, und jede Gelegenheit, sie unauffällig zu ergänzen, wurde geradezu geflissentlich außer acht gesetzt. Um die tatsächliche Harmlosigkeit Berlins zu beweisen, auch für den Fall, daß darüber das Land zugrunde ginge, waren wirtschaftlich und industriell nicht die einfachsten Vorsichtsmaßregeln für gespannte Lagen getroffen worden.

Außer dem Wunsch, bei der Entente keinen falschen Verdacht aufkommen zu lassen, dürfte auch der Trieb maßgebend gewesen sein, den Etat peinlich innezuhalten. Man hätte leicht in großem Maßstab einkaufen und sich dafür, wenn der Frieden erhalten blieb, vom Reichstag Indemnität erteilen lassen können. Der Ernstfall war aber augenscheinlich nicht ernst genommen worden. Die Reichsleitung ließ jedes Ressort für sich und im Dunkeln über die Ansichten und Absichten der anderen. Während die einzelnen militärischen Ressorts bei der Mobilmachung nur auf den Knopf zu drücken brauchten, fehlte jeder Gesamtplan für den Fall einer Weltkatastrophe. Wir

<sup>1)</sup> Wenn ich häufig gegen die außenpolitische Verblendung weiter demokratischer Kreise angehen muß, so ist mir wohl bekannt, daß es zahlreiche ehrenhafte und dem Vaterlande treue Sozialdemokraten und Radikale gibt, welche volles Verständnis für die deutschen Staatsnotwendigkeiten gezeigt haben. Ich verstehe unter „Demokraten“ in diesem Buch wesentlich die von Scheidemann, Gothein, Haase und der „Frankfurter Zeitung“ vertretenen mächtigen Richtungen, welche ihrer Wirkung nach die Kraft unseres Staates untergruben. Mit innerer Politik hat diese meine Stellungnahme nichts zu tun.

fanden uns Ende Juli 1914 in ein Durcheinander hineingestellt, und zwar bei einem der englischen Improvisationsgabe im ganzen nicht gleichwertigen Talent, worüber auch das sittliche Bewußtsein nicht wegstören konnte, daß das Deutsche Reich unter allen Großmächten sich wohl am wenigsten mit Kriegsmöglichkeiten beschäftigt hatte. Trotz diesem selbstmörderischen Beweise unserer Friedensliebe ließ sich infolge der nach Kriegstreiberei aussehenden Heimlichkeiten unserer Politik im Juli 1914 die Welt doch von unserer Schuld überzeugen. Wir waren das Schaf im Wolfskleid.

## 5

Bei der Erörterung der Schuldfrage begeht man in Deutschland leicht einen zweifachen Fehler. Einmal konstruiert man politische Verhältnisse gerne allzu logisch. Aus einer Fülle einzelner Anzeichen versuchen manche zu beweisen, daß bei dem bösen Willen der Feinde der Weltkrieg überhaupt nicht vermieden werden konnte. Diese Anschauung halte ich für irrig. An dem bösen Willen Englands, Frankreichs und vieler Russen, unser Reich zu zerschmettern, kann zwar ein Zweifel nicht bestehen. Um so mehr aber mußten wir uns hüten, ihm eine Gelegenheit zur Betätigung zu bieten. Wie ich schon 1904 zum Ausdruck gebracht habe, war jede Gelegenheit, durch welche wir den Feinden Kriegsvorwände boten, peinlich zu vermeiden, weil wir England damals im Kriege nicht beikommen und somit unseren bereits gewaltigen Außenhandel nicht retten konnten. Die Abschnürung dieser Lebensader ist ja auch im Jahr 1918 ein wesentlicher Grund für den Verlust des Krieges geworden. Das wäre 1904 ähnlich gewesen; vor allem konnten wir auch durch einen Sieg über Frankreich nicht unsern Handel und unser Dasein schützen<sup>1)</sup>. Solange dies so stand, war es ein Wahnsinn, die Feinden Vorwände zum Krieg zu liefern. Solange die Einkreisung bestand, gab es für uns tatsächlich nur den einen Weg: eine gute Flotte zu bauen, Anlehnung zu suchen und Anstöße zu verhüten.

Wäre es gelungen, 1914 die Krisis zu beschwören, und hätten wir nur noch zwei Jahre Zeit zum Wachstum der Flotte behalten, so wäre — wie ich wiederholen muß — die Friedensliebe Englands wohl bis auf den entscheidenden Punkt gestiegen. Ich komme persönlich über diese

<sup>1)</sup> Oben S. 143.

entsetzliche Tatsache nicht hinweg, daß eine etwas vorsichtigere Politik, die 1914 den Feinden den Krieg nicht so bequem gemacht hätte, unsere den Engländern schon nahezu ebenbürtige Wirtschaftsstellung voraussichtlich für immer gesichert und unserem Außenhandel wie unserem ganzen nationalen Leben eine noch strahlendere Zukunft statt grauenvollen Ruines gebracht hätte. Im Juli 1914 konnten wir wohl durch eine geschicktere Behandlung der serbischen Angelegenheit der feindlichen Kriegslust den Weg versperren. Ob dann der Weltkrieg trotzdem, etwa 1916, ausgebrochen wäre, wer will das beweisen? Ich persönlich bin der bestimmten Ansicht, daß damals jedes gewonnene Friedensjahr den Frieden immer fester begründete, wenn wir nur die ernste Lage unsres Volkes stets beherzigten und unsrer Rüstung die entsprechende Aufmerksamkeit schenkten. Freilich können nur Männer mit fester Hand und kaltem Blut, von denen bekannt ist, daß sie imstande sein würden, einen Krieg durchzuführen, in so gespannten Lagen auch den Frieden erhalten. Wer zu stark und zu offen auf Verständigung ausgeht, entfernt sich gerade von ihr, und wer die nationale Würde nicht aufs äußerste hochhält, kommt unter der harten Selbstsucht aller Nachbarvölker unvermeidlich zu einem fortgesetzten Niedergang der nationalen Wohlfahrt und Blüte.

Den zweiten Fehler der Beurteilungsweise erblicke ich dort, wo der serbisch-österreichische Zusammenstoß und der Weltkrieg nicht scharf genug auseinander gehalten werden. Nicht nur das deutsche Volk, in seiner Gesamtheit eines der friedliebendsten der Welt, sondern auch die Regierung Bethmann-Hollwegs ist am Weltkrieg ihrem Willen nach völlig unschuldig. Dagegen hat die damalige deutsche Regierung einen Anteil an der Gestaltung der österreichisch-serbischen Angelegenheit, indem sie annahm (was sich als irrig erwiesen hat), daß gerade die Züchtigung Serbiens durch Osterreich-Ungarn die drohende Aufteilung der habsburgischen Monarchie und einen ihrer Meinung nach daraus notwendig folgenden Weltkrieg verhüten würde.

Wie ist demgemäß die ganze Schuldfrage zu beantworten?

Die causa remota des Weltkriegs liegt nach dem Urteil aller ehrlichen Kenner der europäischen Vorgänge, z. B. der belgischen Gesandten, in der englischen Einkreisungspolitik, die in den neunziger Jahren ihren Ursprung nimmt in der Handelseifersucht, sich dann hinter Vorwänden

(Transvaal, Flotte) versteckt, die Weltpresse vergiftet, alle deutschfeindlichen Kräfte der Welt zusammenknüpft und eine gespannte Lage erzeugt, in welcher der leiseste Fehlgriff die fürchterlichsten Entladungen hervorbringen konnte.

Der Fehlgriff unsrer Reichsleitung bestand in dem Glauben, einen serbisch-österreichischen Waffengang lokalisieren zu können. Im Vertrauen auf die Friedlichkeit und Gerechtigkeit insbesondere Englands hielt sie eine gründliche Zurechtweisung Serbiens zur Sanierung Österreich-Ungarns für tunlich, ohne daß daraus ein Weltkrieg entstünde. Alles, was an den Schritten unsrer Reichsleitung von feindlicher Seite als Kriegstreiberei gedeutet werden möchte, bezieht sich lediglich auf Serbien und auf den Wunsch, Österreich-Ungarn vor einer schwächlichen Haltung gegenüber diesem raubgierigen Kleinstaat zu bewahren. Schrecken besiel den Kanzler, als die russische Kriegspartei seinen Fehlgriff ausnutzte und er gewahr wurde, daß sein felsenfester Glaube an Englands Friedlichkeit ihn betrog. Unter der Hypnose dieses Glaubens hatte er unser Land für einen Weltkrieg auch nicht vorbereitet.

In dem schon erwähnten Gespräch des Reichskanzlers mit Wangenheim hat der Kanzler nach der Wangenheimschen Wiedergabe vom 23. April 1914 auch über „Politik ohne Krieg“ und die Gefahren eines Präventivkriegs gesprochen und dabei geäußert, unser Nationalvermögen nähme so zu, daß wir in zehn bis fünfzehn Jahren alle Nationen überholt hätten. Dann würden wir in der Weltpolitik, die letzten Endes Wirtschaftspolitik wäre, an gesicherter Stelle stehen. Unsere Aufgabe wäre es, uns ohne große Konflikte durch diese Zeit durchzuwinden.

So dachte der Kanzler, der ein Vierteljahr später bei Abwesenheit der militärischen Ressortchefs die serbische Angelegenheit allein mit dem Auswärtigen Amt betrieben hat. Wer so denkt, zettelt keinen Weltkrieg an. Der Kanzler hat selbstverständlich gewußt, daß ein scharfes österreichisches Ultimatum von Serbien Buße verlangen sollte, wenn er auch dessen Wortlaut nicht kannte. Aber es ist eine Lüge unserer Feinde, daß Bethmann hierbei beabsichtigte, den Weltfrieden zu brechen. Es war im Gegenteil seine freilich kurzsichtige Hoffnung, gerade durch sein Verfahren den Weltfrieden nicht nur zu erhalten, sondern dauernd zu festigen.

Niemand kennt die Fehlschlüsse unserer damaligen Reichsleitung

betreffs Englands und ihren Mangel an außenpolitischem Geschick besser als ich. Gerade darum kann ich auch vielleicht besser als andere bestätigen, daß die Reichsleitung nicht durch den Wunsch nach Krieg, sondern durch die Sorge vor dem Krieg zu ihren falschen Schritten gedrängt worden ist. Ihre Kurzsicht, nicht ihr böser Wille, hat der englischen Einkreisungspolitik noch kurz vor Toraeschluß zum Erfolg verholfen. Bethmann und Jagow hatten geglaubt, Österreich durch eine diplomatische Geste stärken zu können. Als sie sahen, daß es mißlang und der Krieg drohte, waren sie selbst darüber entsetzt. Wie kann man über die Schuldfrage sprechen, ohne diese wichtigste Tatsache in den Vordergrund zu stellen! Die Fehlgriffe unserer Leitung wiegen moralisch leicht im Vergleich mit dem Verhalten der Feinde.

Wer auch nur einigermaßen die Berichte der belgischen Gesandten und die zahlreichen Dokumente über die russischen Kriegsvorbereitungen kennt und die allgemeine Entwicklung der letzten zwei Jahrzehnte verfolgt hat, der fragt sich erstaunt, wie überhaupt die Meinung aufkommen konnte, Deutschland wäre der schuldige Teil am Weltkrieg.

Nach ihrem Verhalten im Jahre 1919 hat sich die Entente für jeden Nachlebenden — auf das mit Lügen überfütterte Geschlecht der Gegenwart darf vielleicht nicht mehr gezählt werden — das Urteil selbst gesprochen. Mit teuflischer Grausamkeit ist ein ganzes Volk, das selbst an etwaigen Fehlern seiner Regierung als Masse unschuldig sein würde, von den Engländern, Franzosen und ihrer Gefolgschaft den schwersten Martern an Leib und Seele unterworfen worden, die je ein Volk im christlichen Abendland zu erdulden hatte. Ein Herrenvolk soll zum Paria erniedrigt, ihm die Würde der Menschheit geraubt und nur ein hungriges, schüchternes Kerkerdasein gelassen werden, nur gerade so viel, um noch seinen Sklavenhaltern auf unbegrenzte Zeit hinaus Fron und Zins leisten zu können. Und weshalb?

Im September 1912 war Sjasonow in London. Aus seinem von der „Prawda“ veröffentlichten Bericht an den Zaren setze ich folgende schon oben erwähnte Stelle im Zusammenhang hierher:

„Grey erklärte ohne Schwanken, daß, wenn die in Frage stehenden Umstände eingetreten sein würden, England alles daran setzen würde, um der deutschen Machtstellung den fühlbarsten Schlag zuzufügen.

Der König, der in einer der Unterredungen mit mir dieselbe Frage berührte, sprach sich noch viel entschiedener als sein Minister aus. Mit



sichtlicher Erregung erwähnte Seine Majestät des Streben Deutschlands nach Gleichstellung mit Großbritannien in bezug auf die Seestreitkräfte und rief aus, daß im Falle eines Zusammenstoßes dieser verhängnisvolle Folgen nicht nur für die deutsche Flotte, sondern auch für den deutschen Seehandel haben müsse, denn die Engländer würden jedes deutsche Schiff, das ihnen in die Hände kommt, in den Grund bohren.

Die letzteren Worte spiegeln augenscheinlich nicht nur persönliche Gefühle S. Majestät, sondern auch die in England herrschende Stimmung in bezug auf Deutschland."

Als die britischen Staatsmänner hier wie so häufig in den Jahren vor dem Krieg den Russen, natürlich unter dem üblichen Vorwand der Flottenpanik, Mut machten, sie könnten auf einen unentwegten englischen Vernichtungswillen gegen Deutschland bauen, wußten sie mit 100 % Gewißheit, daß der Kaiser und Bethmann-Hollweg nichts als Frieden erstrebten; sie wußten ferner ebenso gewiß, daß in Petersburg und Paris je eine zum höchsten Einfluß drängende Kriegspartei bestand und begünstigten dieselbe mit allen Mitteln. Damals verbreitete sich in den Ententeländern eine Atmosphäre, welche nach dem Gefühl weiter Kreise den Krieg unausbleiblich machte; diese Atmosphäre sprang von den Ententeländern aus auch auf Deutschland über und erzeugte hier die Sorge, welche ich z. B. in einem Brief unseres Marineattachés in Tokio vom 10. Juni 1914 mit den Worten finde:

„Ich bin betroffen über die Gewißheit, mit der hier alles den Krieg gegen Deutschland in naher Zeit für sicher hält, . . . das kaum greifbare, aber doch so scharf fühlbare Etwas, das wie eine Art Mitleid über ein noch nicht ausgesprochenes Todesurteil hier in der Luft liegt.“

Würden die Archive der Entente geöffnet, bevor das am meisten Belastende aus ihnen verschwunden ist, die Menschenfreunde in England oder Amerika würden erschauern über die mordgierigste aller Lügen, deren sich ihre eigenen Regierungen schuldig machten, indem sie, um die Vernichtung, Zerstückelung, Ausplünderung und Rechtlosmachung der deutschen Nation ihren Völkern mundgerecht zu machen, Deutschland Welteroberungsgelüste andichteten, von denen im Juli 1914 niemand in Deutschland geträumt hat.

Das deutsche Volk hatte 1914 wirtschaftlich das englische in vielen

Stücken überholt, welche England als seine Domänen betrachtete. Im Handel vieler Länder ging Deutschland bereits vor England, ebenso in der Stahlerzeugung und anderem. Bei diesem wirtschaftlichen Wettlauf um den ersten Platz aber standen wir politisch unerfahren und leicht verwundbar, seit 1909 auch offenkundig schlecht geleitet da. Der Riese Deutschland konnte und sollte den tödlichen Schlag, das Knockout erhalten, das ihn wieder zum Zwerge machte. Durch den deutschen Fleiß hatten wir, sobald uns Bismarck einen Staat geschenkt hatte, alle anderen Völker an wirtschaftlichem Gedeihen eingeholt oder überholt. Wir fielen andern dadurch unbequem; welches Recht hatten wir überhaupt, die Pfünden älterer Weltmächte zu stören? England und Frankreich haben das Ziel Germaniam esse delendam mit römischer Härte verfolgt und dank unsern Fehlern auch erreicht. Sie stehen heute da als erfolgreiche Schuldige, welche die Maske abgeworfen haben, seitdem sie ihre Absicht wahr machen konnten. Hätte das deutsche Volk rechtzeitig das ganze Risiko gefühlt, worin sich die Schöpfung Bismarcks bewegte, so würde es sich nicht wehrlos gemacht und dadurch dem Feind seine Absicht erfüllt haben. Wir waren zu sorglose Epigonen. Jetzt aber erleben wir das Schauspiel, daß die Wölfe, welche das Schaf verzehren, sich als Richter über dieses „verbrecherische“ Opfer aufspielen.

Ich kann noch einen weiteren vollgültigen Beweis dafür anführen, daß unsere Reichsleitung den Krieg nicht gewollt hat. Sie war nämlich von Anfang an überzeugt, daß wir nicht siegen würden. Nun kann man ihr zwar viel Ungeschick zutrauen, nimmermehr aber das verbrecherische Tun, einen Krieg zu wollen, von dessen Ausichtslosigkeit sie selbst am tiefsten durchdrungen war.

Fast niemand in Deutschland wollte vor Kriegsausbruch, wie nach demselben, recht begreifen, wie groß die Lebensgefahr in Wirklichkeit war. Wir waren teils in gutgläubigen Illusionen befangen, teils auch etwas überheblich. Materialistische Lebensauffassung oder altererbte Parteisucht trübten vielen den Blick. So unterließen wir das, was uns retten konnte. Dieses Unvermögen ist unsere Schuld.

## 6

Am 27. Juli, als ich in Berlin eintraf, bestand, so wie ich die Lage jetzt überblicke, wohl noch eine knappe Möglichkeit, das Frie-

denkschiff an den Klippen vorbeizupressen und Klarzuseheren. Damals machte ich mir, ebenso wie der Kaiser, der gegen des Kanzlers Wunsch aus eigenem Entschluß heimgekehrt war, und die Ministerkollegen, die jetzt in Berlin zusammenströmten, ein falsches Bild von der Lage. Der Schlüssel zu ihrem Verständnis war in der Wilhelmstraße verloren gegangen. Ich erfuhr von den russischen Rüstungen und glaubte nun auch, die tatsächlich zufällige, seit Monaten angeordnete Mobilmachung der englischen Flotte als eine drohende Maßregel auffassen zu müssen. Aber Bethmanns Handlungen, um in dieser Phase noch den Frieden zu retten, standen wie so manchmal die Worte geschrieben: Zu spät und halb.

Am 28. Juli früh besuchte mich der Chef des Marinekabinetts v. Müller und sprach sich entsetzt über seine jüngsten Erfahrungen mit Bethmann aus. Er hielt einen Kanzlerwechsel und einen Ersatz Jagows durch Hinzge für unumgänglich. Die wirkliche Lage überschaute im übrigen auch Müller nicht.

Der Kaiser entfaltete, sobald er in Berlin eingetroffen war, eine fieberhafte Tätigkeit, um den Frieden zu erhalten. Der Kanzler hatte es nicht verstanden, den Kaiser wirklich auf dem Laufenden zu erhalten. Es fiel dem Kaiser schwer, einen klaren Ausgangspunkt für eine wirkliche diplomatische Aktion zu finden. Er sagte: „Er wüßte gar nicht, was die Oesterreicher wollten. Die Serben hätten doch alles bis auf einige Bagatellen zugestanden. Seit dem 5. Juli hätten die Oesterreicher nichts darüber gesagt, was sie vorhätten.“

Diese Äußerung fiel am 29. Juli abends im Potsdamer Neuen Palais, wohin der Kaiser die militärischen Chefs geladen hatte, um sie über seine Verhandlungen mit dem Kanzler zu unterrichten, der völlig in die Knie gesunken wäre. Von den Zweifeln, die Bethmann über seine Politik der ersten Juliwochen aufgestiegen sein mußten, ahnten wir alle damals nichts. Wir sahen nur mit Schrecken, was sich vor unseren Augen abspielte, einschließlich des Kaisers, der sich über Bethmanns Unzulänglichkeit, wie schon früher des öfteren, rückhaltlos aussprach, aber die Meinung äußerte, er könnte sich von diesem Manne jetzt nicht trennen, da er das Vertrauen Europas genösse. Der Kaiser teilte mit, der Reichskanzler hätte vorgeschlagen, wir sollten, um England neutral zu erhalten, die deutsche Flotte durch ein Abkommen mit England opfern, — was er, der Kaiser, abgelehnt

hätte. Der Kanzler mußte sich wohl infolgedessen nach seiner Rückkehr aus Potsdam am Abend des 29., wo er den britischen Botschafter zu sich bestellte, um ihm hohe Angebote für Englands Neutralität in einem deutsch-französischen Krieg zu machen, hinsichtlich der Flotte Zurückhaltung auferlegen. Die Anerbietungen, die er bei dieser Gelegenheit vorbrachte, sowie die schneidende Antwort, die ihm Sir Edward Grey erteilte, sind aus dem englischen Blaubuche (Nr. 85, 101) bekannt. Der Öffentlichkeit ist dagegen unbekannt geblieben, daß der Kanzler auch wiederum, wie 1912, bereit war, die deutsche Flotte zu opfern, in der eigenartigen Vorstellung, daß England in diesem Falle einen deutschen Sieg über Frankreich genehmigen würde. Die Kapitulationsversuche begannen also schon vor dem Krieg, und als es vielleicht noch Zeit war, ihn zu verhindern. Der Kanzler hatte zwei unglückselige Ideen: die Oesterreicher müssen in Serbien einmarschieren, und die deutsche Flotte steht der vollen Liebe Englands im Wege. Für den Fall, daß seine Belgradpolitik den Feinden die Gelegenheit zum Kriege geben sollte, war er nun jedenfalls gedeckt: die deutsche Flotte war an allem schuld. Die Flottenpolitik des Kanzlers vom 29. Juli, wie diejenige von 1911/12 wirft ihren Schatten leider in den Krieg voraus; denn die vom Kanzler gewünschte und durchgesetzte Art unserer Kriegsführung zur See bedeutete im Grunde nichts als die langsame Opferung von Deutschlands Flotte und Zukunft, deren augenblickliche Hingabe am 29. dem Kanzler versagt worden war.

An jenem Tag traf aus England Prinz Heinrich in Potsdam ein mit der Meldung von Georg V., daß England in einem Krieg neutral bleiben würde. Ich bezweifelte dies, worauf der Kaiser erwiderte: „Ich habe das Wort eines Königs, das genügt mir.“

Der Wirrwarr, der Europa bewegte und keinem mehr den Überblick über das Ganze ließ, schien sich am 30. Juli günstig zu klären. England stimmte einem auch in Wien angenommenen Vermittlungsvorschlag des deutschen Kaisers zu. Zwischen uns und London war eine völlige materielle Einigung erzielt. Dies erfuhr ich am 31. Juli mittags durch ein Schreiben des Kaisers, das mich aufatmen ließ.

Schon in den Morgenstunden des 31. Juli hatte ich aber aus dem Admiralsstab erfahren, daß im Auswärtigen Amt der Krieg für unvermeidlich angesehen würde und daß Jagow angefragt hätte, ob wir bereit wären, die englische Flotte anzugreifen.

Der Widerspruch klärte sich mir auf, als ich zwischen zwölf und ein Uhr mittags die Nachricht von der russischen Mobilmachung erhielt.

Um halb ein Uhr hatte mich der Kanzler rufen lassen, bei welchem inzwischen der kaiserliche Befehl für „drohende Kriegsgefahr“ vorlag. Ich machte Bethmann auf die zwischen uns und London erzielte Einigkeit aufmerksam und las ihm das Schreiben des Kaisers vor, das er noch nicht kannte. Der Kanzler meinte, der Kaiser mische darin mehreres durcheinander. Die russische Mobilmachung wäre ein so unerhörtes Verfahren gegen uns, daß wir uns das nicht gefallen lassen könnten; wenn Rußland fortführe, müßten auch wir mobil machen, und um unsere Mobilmachung nicht zu sehr in Rückstand geraten zu lassen, hätte ein Ultimatum an den Zaren abgeschickt werden müssen. Das war auch meine Auffassung. Die Blutschuld der für die russische Mobilmachung Verantwortlichen wird auch durch kein Ungeschick unserer Regierung gemildert. Trotz der in letzter Stunde zwischen uns und England hergestellten Einigkeit war durch die russische Mobilmachung der Krieg unabwendbar geworden, wenn nicht ein Wunder geschah. Längeres Zögern unsererseits hätte unser Gebiet dem Feinde ausgeliefert und wäre nicht zu verantworten gewesen. In Wirklichkeit machten die Russen ja schon seit dem 25. mobil, und dieser Vorsprung hat uns schwer geschadet, als die Kriegsmaschinen einmal rollten. Jedoch gab ich dem Kanzler zu verstehen, daß es mir richtig erschiene, in dem Ultimatum noch einmal hervorzuheben, daß sachliche Einigkeit bestünde und eine günstige Vermittlung im Gange wäre. Der Kanzler erwiderte mir ziemlich außer Fassung, das wäre ja dauernd gesagt worden und darauf hätte eben Rußland mit der Mobilmachung geantwortet.

Es ist mir später manchmal durch den Kopf gegangen, ob der Kaiser nicht hätte rechtzeitig jemand nach Petersburg schicken sollen. Der hierfür geeignetste Mann, Hinzp, saß allerdings in Mexiko. Ich wußte aber bestimmt, daß der Zar Verständnis für den Gesichtspunkt hatte, daß Deutschland und Rußland bei gegenseitiger Zerfleischung nichts gewinnen konnten, sondern höchstens Dritte. Zur Entsendung einer Persönlichkeit war es am 31. Juli natürlich zu spät. Auch mag es sein, daß man mir vorhalten wird, ich überschätzte die Macht des Zaren und unterschätzte den Panславismus. Ich kann hier nur feststellen, daß

ich, mehr meinem Gefühl als meinem Verstande folgend, noch am 31. Juli dem Kanzler zu jener Einfügung eines friedlichen Absatzes in das Ultimatum geraten habe. Ich hoffte dabei kaum mehr das Rad des Schicksals aufzuhalten, welches die russische Mobilmachung in Gang gesetzt hatte, jedoch für jeden Fall die Verantwortung für alles Kommende dadurch noch ausschließlicher auf die Feinde abzuwälzen.

Am 1. August erfuhr ich in der Bundesratsitzung, daß wir dem Ultimatum eine Kriegserklärung an Rußland nachgeschickt hätten. Ich fand das für Deutschland sehr ungünstig. Wir mußten meinem Gefühl nach den Vorteil, daß wir gegen Rußland militärisch in der Defensive lagen, diplomatisch dadurch ausnützen, daß wir die Kriegserklärung den Russen überließen. Wir durften den Ruschik nicht durch die Überzeugung begeistern, daß der Kaiser den weißen Zaren überfallen wollte. Auch die Entwertung unseres Bündnisvertrages mit Rumänien fiel ins Gewicht. Dieser Vertrag war, ebenso wie der mit Italien, vom Fürsten Bismarck auf die Verteidigung gestellt worden. Beide Staaten waren uns zur Hilfeleistung nur verpflichtet, wenn uns Rußland, bzw. Frankreich angriffen. Durch unsere Kriegserklärung an Rußland gaben wir den Rumänen formell das Recht, uns im Krieg allein zu lassen, ebenso wie später den Italienern durch unsere Kriegserklärung an Frankreich. Hatte Bethmann wirklich die ungeheuerlichen Nachteile nicht bedacht, welche uns erwuchsen, wenn wir den Akt der Kriegserklärung nicht den Feinden überließen?

Ich hatte den Eindruck, daß auch nach dieser Richtung unsere Aktion völlig unüberlegt und ohne jede Regie verlief, und mein Gefühl sträubte sich dagegen, daß wir, die wir doch in Wahrheit die Angegriffenen waren, vor der Welt wegen der Juristen des Auswärtigen Amtes das Odium des Angreifers übernehmen sollten, obwohl wir gar nicht beabsichtigen konnten, in Rußland einzumarschieren. Ich fragte also den Kanzler beim Verlassen der Sitzung, weshalb denn die Kriegserklärung mit unserer Mobilmachung zusammenfallen mußte?

Der Kanzler erwiderte, das sei nötig, weil die Armee gleich Truppen über die Grenze schicken wollte. Die Antwort befremdete mich, da es sich doch höchstens um Patrouillen handeln konnte. Bethmann war aber in diesen ganzen Tagen so aufgereggt und überreizt, daß nicht mit ihm zu sprechen war. Ich höre ihn noch, wie er mit er-

hobenen Armen wiederholt die unbedingte Notwendigkeit der Kriegserklärung betonte und damit jede weitere Erörterung abschnitt.

Moltke, nachher von mir gefragt, wie es sich mit der Grenzüberschreitung als Grund unserer Kriegserklärung verhielte, bestritt, daß die Absicht bestünde, sofort Truppen über die Grenze zu schicken. Er sagte mir auch, daß er auf die Kriegserklärung von seinem Standpunkt aus keinen Wert legte.

Das Rätsel, weshalb wir zuerst den Krieg erklärten, bleibt also für mich ungelöst. Vermutlich taten wir es aus formaljuristischer Gewissenhaftigkeit. Die Russen fingen den Krieg ohne Erklärung an, aber wir glaubten uns nicht ohne eine solche wehren zu dürfen. Außerhalb Deutschlands hat man für solche Gedankengänge kein Verständnis gehabt.

Nachmittags zur kaiserlichen Unterzeichnung des Mobilmachungsbefehls ins Schloß gerufen, kam ich infolge einer Verkehrsstörung verspätet an, als die Ordres schon unterzeichnet waren. Ich hörte aber, daß ein russisches Akzept unserer Kriegserklärung noch nicht vorläge und machte deshalb zum letzten Male einen Versuch, in dem Gedanken, daß es, bis die Russen unsere Kriegserklärung entgegen genommen hätten, immer noch Zeit wäre, ihr eine abmildernde Depesche nachzusenden. Ich konnte mich nicht losmachen von dem Triebe, mindestens das Odium der Kriegserklärung von uns abzuwälzen, auch wenn wirklich der letzte Funke einer Friedensmöglichkeit erstickt sein sollte. Ich fragte also, ob ohne Akzept der russischen Regierung die Feindseligkeiten unsererseits eröffnet werden sollten, die doch angesichts unseres Aufmarsches im Westen nur in Rauch- und Scheinmanövern bestehen könnten. Da unsere Patrouillen nach Moltkes Angabe erst in einigen Tagen die russische Grenze überschreiten sollten, so brauchten wir doch nicht als Angreifer dazustehen.

Die von mir angeregte Frage wurde übertönt durch eine in diesem Augenblick einlaufende Depesche Lichnowskys, die uns den Anstoß zu einem letzten Friedensschritt gab. Ich habe hierbei Bethmann lebhaft unterstützt, wie auch später auf seine Frage, ob wir den Engländern versprechen könnten, die französische Küste nicht anzugreifen, bejahend geantwortet und ihm empfohlen, das Anerbieten auch in seine Reichstagsrede aufzunehmen. Dieser Friedensschritt war zum Scheitern verurteilt, da Lichnowsky ein Mißverständnis unterlaufen war, doch

hat er wenigstens noch einmal bewiesen, daß Deutschland den Krieg nicht wünschte.

In der Nacht vom 1. zum 2. August wiederholte sich beim Reichskanzler der Disput über unsere Kriegserklärung, diesmal hinsichtlich Frankreichs. Der Kanzler meinte, wir müßten Frankreich sofort den Krieg erklären, weil wir durch Belgien marschieren wollten. Ich warf ein, ich hätte schon nicht verstanden, weshalb man die Kriegserklärung an Rußland mit der Mobilmachung veröffentlicht hätte; ich könnte auch keinen Nutzen darin sehen, die Kriegserklärung gegen Frankreich früher loszulassen, als bis wir in Frankreich selbst einmarschierten. Ich verwies auf Berichte des Botschafters in London, nach denen der Durchmarsch durch Belgien den Krieg mit England unmittelbar zur Folge haben müßte, und rührte an die Frage, ob die Armee eine Möglichkeit besäße, den Durchmarsch durch Belgien aufzuhalten. Moltke erklärte, daß es keinen anderen Weg gäbe. Ich erhielt den Eindruck, daß es ausgeschlossen war, in den Mechanismus der Transporte einzugreifen. Ich erklärte, dann müßte unsererseits mit dem sofortigen Krieg gegen England gerechnet werden. Jeder Tag wäre ein Gewinn für die Mobilmachung der Marine. Deshalb müßte die Mitteilung an Belgien so spät wie möglich erfolgen. Man sagte mir zu, bis zum zweiten Mobilmachungstag zu warten, was aber nicht befolgt worden ist. Daß Bethmann-Hollweg schon am 29. Juli dem britischen Botschafter, damit den gesamten Entente-mächten und Belgien selbst, die Möglichkeit kriegerischer Operationen in Belgien eröffnet hatte, war mir damals unbekannt. Es war dies in der Idee geschehen, gerade mit England ein Vertrauensverhältnis sogar über den Festlandskrieg hinweg zu bewahren.

Der Eindruck von der Kopflosigkeit unserer politischen Leitung wurde immer beunruhigender. Der Durchmarsch durch Belgien schien ihr vorher nicht eine feststehende Tatsache gewesen zu sein. Seit der russischen Mobilmachung machte der Kanzler den Eindruck eines Ertrinkenden.

Während sich die Juristen des Auswärtigen Amtes in die Doktorfrage vertieften, ob wir nun schon mit Rußland im Kriege stünden oder noch nicht, stellte sich nebenbei heraus, daß man vergessen hatte, Osterreich zu fragen, ob es mit uns gegen Rußland kämpfen wollte. Das sollte nun nachgeholt werden. Ebenso hatte Italien keine Nach-



richt von unserer Kriegserklärung gegen Rußland bekommen<sup>1)</sup>. Beim Herausgehen sprachen die Militärs mit mir entsetzt über den Zustand der politischen Leitung. Nicht weniger bekümmerte mich aber der Eindruck, daß der Generalstab die Bedeutung eines Krieges gegen England nicht richtig einschätzte und darüber rücksichtslos zugunsten des Krieges gegen Frankreich hinwegging, weil er anscheinend nur auf einen kurzen Krieg eingestellt war. Die Entscheidungen der Stunde wurden in nichts geleitet durch vorerwogene politisch-strategische Mobilisierungspläne für den Gesamtkrieg.

Der Kaiser war, als er das Scheitern seiner Friedensbemühungen erkannte, ins Innerste getroffen. Ein alter Vertrauter, der mit ihm in den ersten Augusttagen zusammenkam, äußerte, er hätte nie ein so tragisches und zerstörtes Gesicht gesehen, wie das des Kaisers in diesen Tagen.

Die erregten Aussprachen zwischen Bethmann und Moltke setzten sich am 2. August in meinem Beisein beim Kaiser im Schlosse fort. Moltke legte keinen Wert auf eine formelle Kriegserklärung an Frankreich. Er wies eine Reihe feindlicher Handlungen der Franzosen nach, die ihm berichtet worden waren; der Krieg sei tatsächlich da und die Entwicklung nicht aufzuhalten. Ich legte wiederholt dar, ich könnte nicht einsehen, weshalb überhaupt eine Kriegserklärung an Frankreich erfolgen mußte, die immer einen aggressiven Beigeschmack hätte; die Armee könnte doch auch ohne solche bis zur französischen Grenze marschieren.

<sup>1)</sup> Daß Österreich sich seine eigne Kriegserklärung an Rußland noch lange überlegen und uns dadurch vor schwere Stunden stellen würde, konnte ich damals nicht übersehen. Noch am 5. August vormittags hat das Reichsmarineamt das Auswärtige Amt wegen unserer Mittelmeerschiffe schriftlich gedrängt, endlich die Kriegserklärung Österreichs zu erwirken. Moltke sagte mir zu meinem Entsetzen, wenn die Österreicher zurückzuckten, hätten wir einen Frieden um jeden Preis schließen müssen. Aber auch die Regie der serbischen Angelegenheit war durchaus unzureichend gewesen. Den Serben Krieg zu erklären ohne Einmarsch, und über ein Faustpfand zu verhandeln, das man nicht hatte, das erschwerte die diplomatische Lage. Man hätte, wenn man schon den Einmarsch wollte, in der Minute des Ablaufs des Ultimatums, bevor die Serben Zeit hatten, die Semliner Brücke zu sprengen, Belgrad besetzen und nach genommenem Faustpfand verhandeln müssen. Wir behielten also Österreich weder hinsichtlich des Ultimatums noch hinsichtlich des Weltkriegs in der Hand. Von den Unterlassungsgünden gegen Italien will ich hier nicht reden. Ich habe später, soweit es meine Stellung zuließ, alles in Bewegung gesetzt, um die Entsendung des Fürsten Bülow nach Rom zu ermöglichen.

Der Kanzler meinte, ohne Kriegserklärung an Frankreich könnte er die Sommation an Belgien nicht überreichen. Mir ist dieser Grund unverständlich geblieben.

Gerade die belgische Frage hätte von Anfang an unsere Diplomatie zu besonders vorsichtigem Auftreten veranlassen sollen. Der Generalstab hatte seit Jahrzehnten die Möglichkeit des Durchmarsches durch Belgien ernsthafter erwogen, seitdem nämlich sich die französische Revanchepolitik auf die russischen Armeen zu stützen begann. Daß bei einem deutsch-französischen Krieg die Franzosen mindestens intellektuell die Angreifer waren, darüber konnte in der ganzen Welt ein Zweifel nicht bestehen. In der Abwehr eines französischen Revanchekrieges nun, der uns an der Weichsel ebenso wie an Maas und Mosel bedrohte, konnte unser Durchmarsch durch das neutrale Belgien in den Augen der Welt nur gerechtfertigt erscheinen, wenn die politische Offensive Frankreichs gegen uns klar zutage lag.

Die Sonderbearbeiter der Frage im Generalstab, welche sich des furchtbaren Ernstes der Lage Deutschlands naturgemäß in besonderem Maße bewußt waren, hatten in den letzten Jahren vor dem Krieg aus allerlei Anzeichen die Überzeugung gewonnen, daß die Franzosen und Engländer durch Belgien marschieren würden, um die Rheinlande anzugreifen. Tatsächlich griffen die Franzosen im Jahr 1914 allerdings in Lothringen an, so wie Schlieffen es immer vorausgesetzt hatte. Doch verfügten wir über Belege dafür, daß die Westmächte Belgien als Kriegsschauplatz in Aussicht nahmen. Auch für die politisch-militärische Hinneigung maßgebender belgischer Kreise zur Entente gab es schon vor der Eröffnung der belgischen Archive umfängliche Anzeichen. Da nun der Kanzler über die belgische Frage unterrichtet sein mußte, so war es seine Aufgabe, den vom Generalstab gegen einen russisch-französischen Angriff für notwendig erachteten Durchmarsch durch Belgien diplomatisch entsprechend vorzubereiten. Nichts ist in dieser Richtung geschehen. Die strategische Offensive Deutschlands durch Belgien hatte politisch die schwersten Bedenken; diese wurden nur gemildert, wenn unsere Politik mit doppelter Vorsicht und Geschicklichkeit die Welt klar davon überzeugte, daß wir uns politisch in der Defensive befanden. Zudem wir aber den falschen Schein auf uns, politisch die Angreifer zu sein, dann rückte auch die tatsächlich reine Notwehrmaßregel des belgischen Durchmarsches in das verhängnisvolle Licht eines brutalen Ge-

waltschrittes. Die Feinde bekamen einen überwältigenden Stoff, uns zu verleumden, in die Hand, wenn wir nach dem Ultimatum an Serbien, nach der Ablehnung des Greyschen Konferenzvorschlages, nach der formellen Kriegserklärung an Rußland und Frankreich auch noch durch Belgien marschierten. Wie zweifelhaft und zweideutig war die belgische Neutralität und ihre von England veranlaßte Verteidigung mit den Waffen! Nur unser vollendetes politisches Ungeschick hat diesem Land die legendäre Märtyrerkrone geflochten. Wir spielten in allem das Prävenire, wie um den Feinden ihr Spiel zu erleichtern. Der Generalstab war nicht die Stelle, um die politische Rückwirkung strategischer Notwendigkeiten allein zu beurteilen. Das von Bethmann aufgebrauchte „Unrecht“ an Belgien aber gab den Feinden überdies auch noch die Bestätigung ihrer Verleumdungen gegen uns und verwirrte im weiteren Verlauf der Entwicklung das Rechtsgefühl unseres eigenen Volkes in unheilvollster Art.

Diese Überlegungen über die belgische Frage sind von mir erst im Lauf des Krieges gewonnen worden, da ich im Frieden wie beim Kriegsausbruch über diese ganze Frage nicht unterrichtet worden bin. Die diplomatischen Fehler aber, die wir bei der Aufrollung der Operationen im Westen begingen, waren mir unmittelbar in jener Sitzung klar.

Nach dem Weggang des Kanzlers aus der Sitzung beklagte sich Moltke beim Kaiser über den „deplorablen“ Zustand der politischen Leitung, die keinerlei Vorbereitungen für die Lage besäße und jetzt, da die Lawine im Rollen wäre, immer noch an nichts als juristische Noten dächte.

Ich bestätigte dem Kaiser, meiner Ansicht nach hätte das Auswärtige Amt seit mehreren Jahren nicht funktioniert; es wäre aber nicht meine Sache gewesen, den Kaiser hierin zu beraten. Der Ernst der Stunde zwänge mich, die Grenzen meines Ressorts einmal zu überschreiten: „Der Kanzler ist mein Vorgesetzter, ich habe über ihn nicht zu urteilen; aber rufen Eure Majestät Hinze zurück, um Jagow durch ihn zu ersetzen.“

Hinze ist wirklich aus Mexiko zurückgerufen worden und hat sich zum Großen Hauptquartier durchgeschlagen, wurde aber von dort auf Betreiben des Auswärtigen Amtes sofort nach Peking ernannt und hatte sich ein zweites Mal in Verkleidung um die Erde zu begeben.

Er besaß eine Reihe von Erfahrungen, die ihn vergleichsweise wohl am meisten befähigt hätten, den Sonderfrieden mit dem Zaren zuwege zu bringen, der 1916 kriegsentscheidend und greifbar zu haben war.

## 7

Am 6. August besuchte mich Jagow, um mir nahezu legen, daß das Reichsmarineamt keine politischen Nachrichten an den Kaiser geben möchte, — was niemals geschehen war<sup>1)</sup>. Ich machte Vorhaltungen wegen der völligen Deroute der politischen Leitung, die für den Kriegsfall doch gewisse Vorüberlegungen hätte treffen sollen. Jetzt müßten wir alle verfügbare Kraft gegen den mächtigsten unserer Feinde kehren. Auf meine Frage, was werden würde, wenn wir Frankreich und Rußland besiegten, England aber nicht, zuckte Jagow die Achseln. Der Gegensatz der Ansichten trat zutage, als ich sagte: „Konnten Sie nicht Rußland die Durchfahrt durch die Dardanellen und alles Mögliche versprechen, um den Krieg zu verhindern?“ Jagow erwiderte: „Wenn Sie uns ein kleines Flottenabreement mit England gegeben hätten, wäre der Krieg nicht nötig gewesen.“

Es gehörte nach allem, was dem Auswärtigen Amt über den Kriegsausbruch bekannt sein mußte, eine ziemliche Kühnheit dazu, die deutsche Flotte als Kriegursache zu bezeichnen. Aber der Kanzler und das Auswärtige Amt haben von nun an viel Liebe und Sorgfalt auf die Verbreitung und Kräftigung dieser Legende verwendet. Das ging zur Seite dem noch weit verhängnisvolleren Kampf gegen die deutsche Flotte, um sie im Krieg vom Schlagen abzuhalten.

Wenn deutsche Heere in Belgien und Frankreich einmarschierten, ja überhaupt, wenn wir mit Rußland und Frankreich erfolgreich hand-

<sup>1)</sup> Man hat mir häufig vorgeworfen, daß ich eine eigene Politik getrieben und insbesondere durch die Nachrichtenabteilung politische Beeinflussung bewirkt hätte. Das ist durchaus unrichtig; ich habe mich im Gegenteil stets, auch im Kriege, der äußersten Zurückhaltung auf diesem Gebiete befleißigt, wie aus dem bisher Unbekannten, was diese Erinnerungen bringen, deutlich zu Tage treten muß. Daran wird nichts geändert, wenn wirklich hier und da ein eifriger Offizier in der Nachrichtenabteilung die Grenzen des Ressorts gegen mein Wissen und Wollen überschritten haben sollte. Ebenso unwahr ist die Behauptung, mit der Bethmann auch dem Kaiser gegenüber zu arbeiten pflegte, daß ich mit dem ausgezeichneten Schriftsteller Graf E. zu Reventlow, der zu Anfang des Krieges zusammen mit Mohrbach und Jäch meinem Amtsvertreter seine journalistische Kraft zur Verfügung gestellt hatte, während des Krieges in Verbindung gestanden und ihn beeinflusst hätte.

gemein wurden, hätte auch ein völlig flottenloses Deutschland England zum Gegner gehabt. Unsere Obermacht auf dem Festland wollte England nach seiner überlieferten Politik nicht dulden, selbst wenn es keine förmlichen Ententen mit jenen Mächten hatte. Wenn überhaupt die deutsche Flotte in der Situation vom Juli 1914 eine Rolle spielte, dann hat sie gegen die Verlockung Englands zum Krieg gebremst und Greys Bemühungen für den Frieden mit veranlaßt. Das englische Verhalten in den Jahren unserer Flottenlosigkeit und Flottenschwäche liefert den Beweis, daß England auch damals sich bietende Gelegenheiten, uns mit fremder Hilfe niederzuschlagen und unsere Vorherrschaft zu verhindern, nicht vorübergelassen, ja vielleicht leichteren Herzens ergriffen hätte, als es im Juli 1914 das Instrument der Ententen in Bewegung gesetzt hat. Ich spreche Selbstverständliches aus, aber die eifrige deutsche Neigung zur Selbstvernichtung ermöglichte es schon im Herbst 1914 dem Reichskanzler und seinen Helfern, Argwohn gegen das einzige damalige Rettungsmittel Deutschlands, — die Flotte auszustreuen. Es wurde hierdurch ermöglicht, die Spur der Juliwochen, der wirklichen Kriegsentstehung für das Urteil vieler zu verwischen. Bald hörte ich zuverlässig, daß zwischen der Reichskanzlei und der Redaktionsstube gewisser Zeitungen Einverständnis darüber erzielt wäre, man sähe mir schon von weitem das Bewußtsein an, der Schuldige an diesem Kriege zu sein. Einsichtslose deutsche Kreise redeten es bald den Feinden nach, die Autokratie und die Militärkaste hätten den Krieg verbrochen; und diejenigen, welche nicht ihrem Willen nach, aber in Wirklichkeit die Zerstörung der Monarchie eingeleitet und die Fundamente deutscher Kraft und Selbständigkeit ins Wanken gebracht haben, drängten sich nach der Revolution angeblich danach, vor einem Staatsgerichtshof die „Wahrheit“ zu sagen.

Die Mißdeutbarkeit der Bethmannschen Politik im Juli 1914 hat nicht nur unsere diplomatische Lage im Krieg und beim Friedensschluß verschlechtert, sondern auch die deutsche Neigung zur Selbstbezüglichung in einer Weise gestärkt, welche die ganze fernere Zukunft unseres Volkes zu beschatten droht. Denn die Feinde, welche die Schuld am Krieg auf das deutsche Volk abzuladen wünschen, fanden im Schoß des deutschen Volkes selbst gefällige Agenten, um uns einzureden, daß wir den Krieg vom Zaun gebrochen hätten. Die Mißgriffe der deutschen Politik in diesen Wochen habe ich angedeutet, und sie sollen

nicht beschönigt werden. Niemals aber sind wir die Schuldigen am Krieg. Schuldig am Krieg wie an seiner barbarischen Führung sind einzig und allein die Machthaber in London, Paris und Petersburg. Wie konnte darüber auch nur der leiseste Zweifel aufkommen? Wie kann das deutsche Volk vergessen, daß die belgischen Gesandten, hell-sichtiger als die deutschen Diplomaten, den Kriegswillen der Entente und ihre gegen Deutschland gesponnene Verschwörung mehrere Jahre vor dem Krieg unzweideutig bloßgelegt haben? Die Schuld der Entente liegt auch fest in ihren Taten: sie, die Elsaß-Lothringen dem deutschen Mutterland entreißen, das deutsche Volk zum Lohnsklaven des angelsächsischen Kapitalismus machen, die österreich-ungarische Monarchie auflösen und das türkische Reich vernichten wollte; sie, die mit Schwert, Hunger, Internierung, Handelsraub und moralischer Vergiftung kämpfte, bis das Sterben unseres Volkes besiegelt war; sie, welche die seit Jahrzehnten gezeigte Feindschaft sofort in die Tat umsetzte, als ihr die Verhandlungen des Juli 1914 hierzu eine besonders günstige Gelegenheit boten; sie wird sich durch die heuchlerische Ausnützung unserer unglücklichen Politik nicht auf die Dauer dem weltgeschichtlichen Urteil über ihre Verbrechen am Geiste der Menschheit entziehen können.

## 8

Ich habe in diesem Bericht mich so bestimmt ausgedrückt, weil offiziöse Stellen sich auch heute noch bemühen, die begangenen Fehler zu verwischen. Die moralische Schuldlosigkeit unserer damaligen Regierung kann aber nur klargelegt werden durch eine offene Darstellung ihrer diplomatischen Unzulänglichkeit; und nur hierdurch kann historisch nachgewiesen werden, daß der Kaiser an dem damaligen Vorbeigreifen der Regierung unbeteiligt war. Wenn andere Stellen gefehlt haben, so ist das nicht geschehen durch den Willen zum Krieg, der auch ihnen gänzlich abging, aber durch Mangel an geradem und klarem Denken.

Jetzt strömte unser Volk zu den Fahnen und suchte in dem jubelnden Opfergeist des Augusts 1914 und in der niemals wieder von deutschen Augen zu erschauenden Kraftfülle des preußisch-deutschen Staates den Überfall abzuwehren, den eine kurzsichtige Staatskunst den lauernden Nachbarn erleichtert hatte. Das Nationale war damals im Aufsteigen, das hatte das deutsche Volk schon 1911 gezeigt, als es

sich von einer schwächlichen Regierung nicht über die erlittene Kränkung beruhigen ließ. Das zeigte es nun mit ergreifender Gewalt, als der Kaiser den Ruf zu den Waffen ergehen ließ. Unser Volk wußte damals nicht, wie unsere politische Leitung sich geirrt hatte, und unter wie erdrückend ungünstigen Bedingungen es in den unvorbereiteten Krieg ging. Es wußte sich frei von Schuld, und war es in Wirklichkeit. Aber keines der unzähligen Friedensangebote unserer Regierung hat England zum Erbarmen bewegt, nachdem es die Schwäche unserer Regierung erkannt und aus ihr trotz Deutschlands damals noch hoher Kraft und Gesundheit die Gewißheit unseres Unterganges geschöpft hatte.

Und doch wäre es der Weltkoalition trotz beispielloser Übermacht nicht gelungen, uns zu besiegen, wenn unsere innere Einigkeit mit denjenigen Mitteln aufrecht erhalten worden wäre, die den Überlieferungen unserer Väter und der Gefahr der Stunde entsprachen. Aber welches Heldentum unsere Truppe auch bewies, dagegen zog die Regierung die Erbfehler des Volkes und die zerstörenden Elemente groß, bis Englands Wunsch erfüllt und das blühendste und beste Volk der Erde auf einen unerhörten Tiefstand heruntergedrückt worden war.

So ist es dem alten Piratenstaat England wiederum gelungen, Europa sich selbst zerfleischen zu lassen und durch Hineinwerfen der eigenen Macht und Anwendung brutalster Mittel den Sieg auf die Seite zu bringen, welche seinen materiellen Interessen entsprach. Die Freiheit und Selbständigkeit der Völker des europäischen Festlands ist jetzt dahin und ihre Kulturblüte hierdurch vielleicht auf immer vernichtet.

Aber gerade aus diesem Erfolg wird für England selbst geboren werden der Tag des Gerichts.